

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

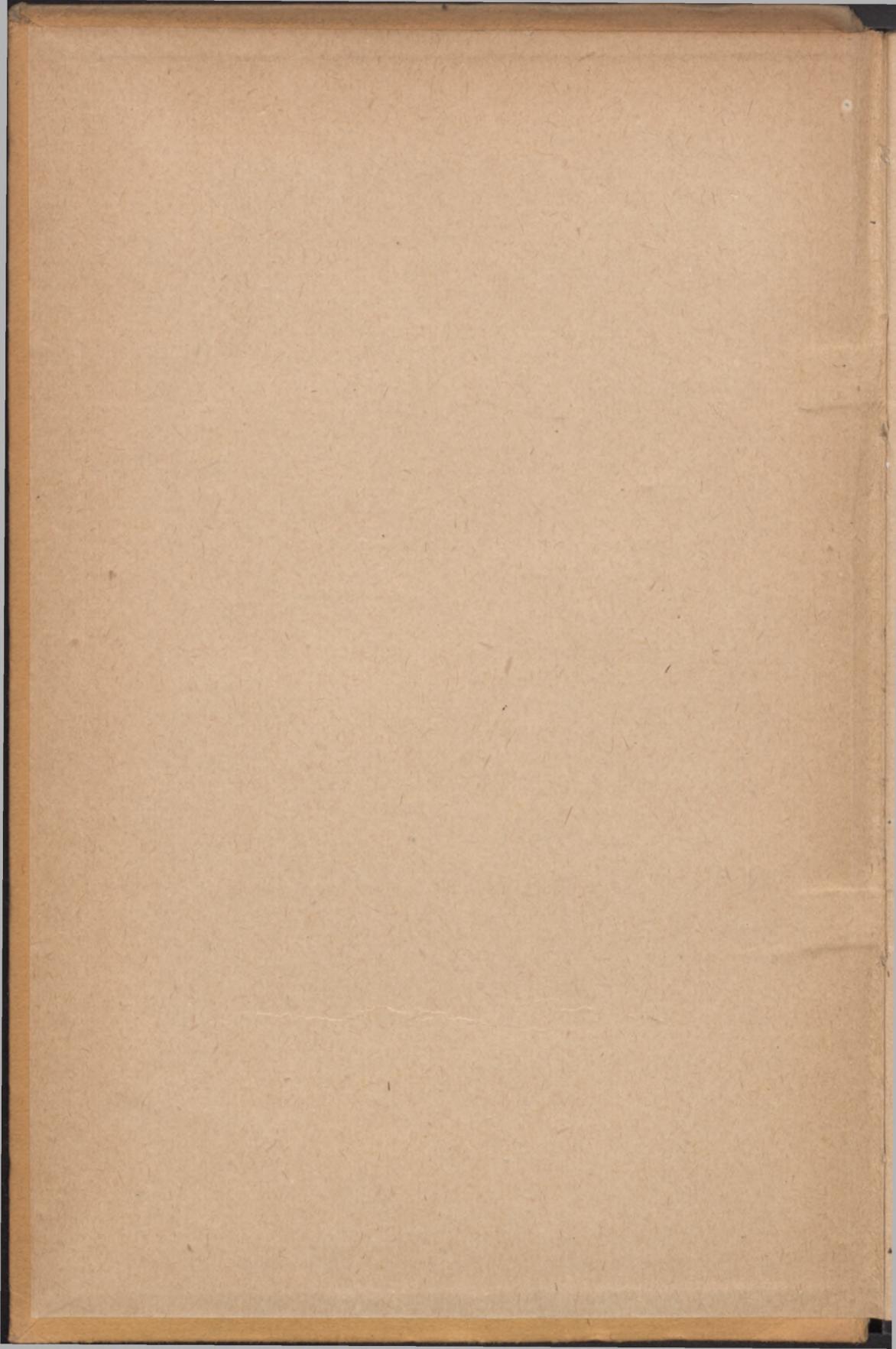
127554

II

GUIDO HERMANN ECKARDT

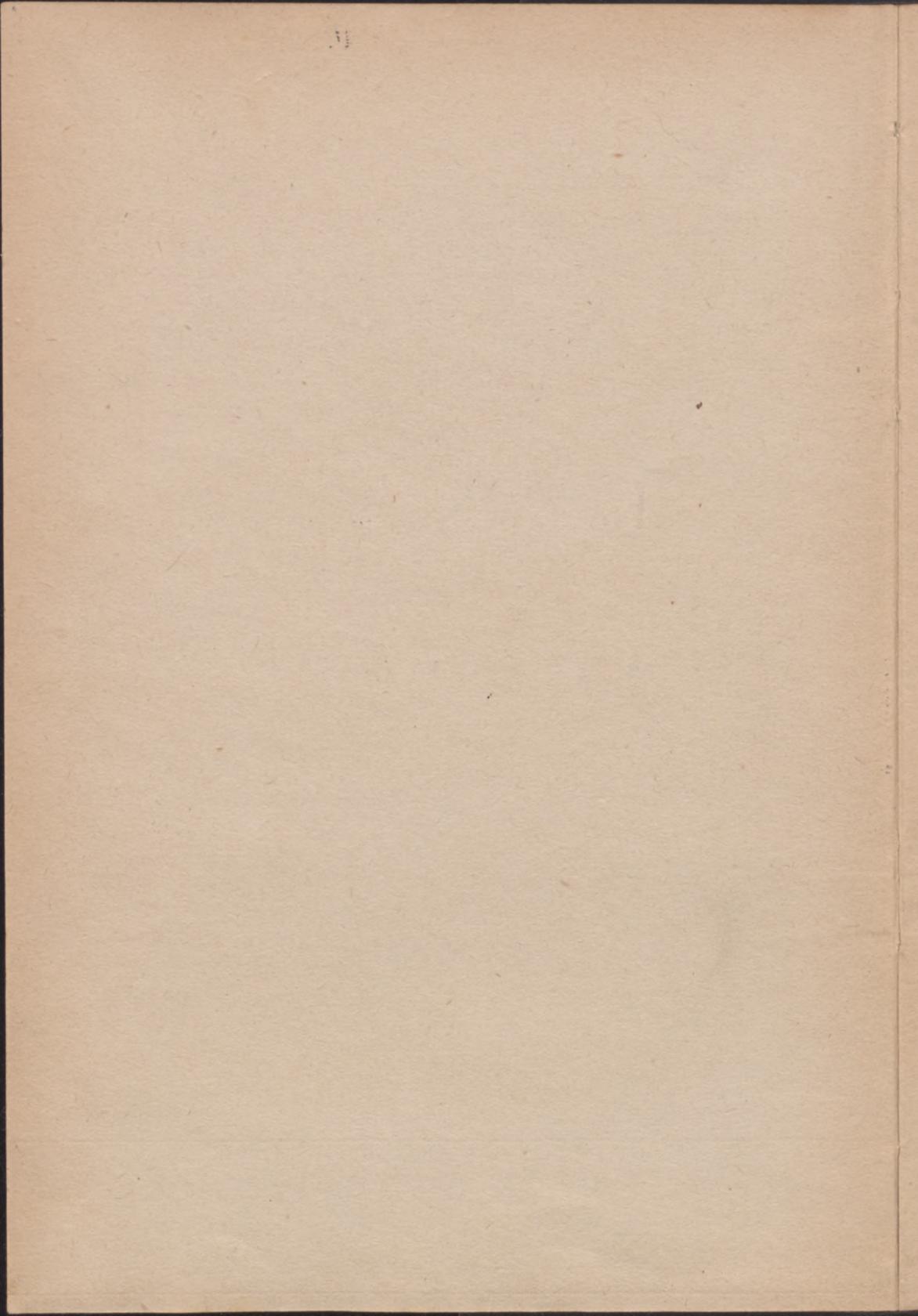
**KENNEN SIE
PICO?**

R. Ruetz & Co A.-G., Riga, Domplatz 5



N^o 107.

N^o 101.



208554

N: 101.

GUIDO HERMANN ECKARDT

KENNEN SIE

PICO?



[1929]

127554

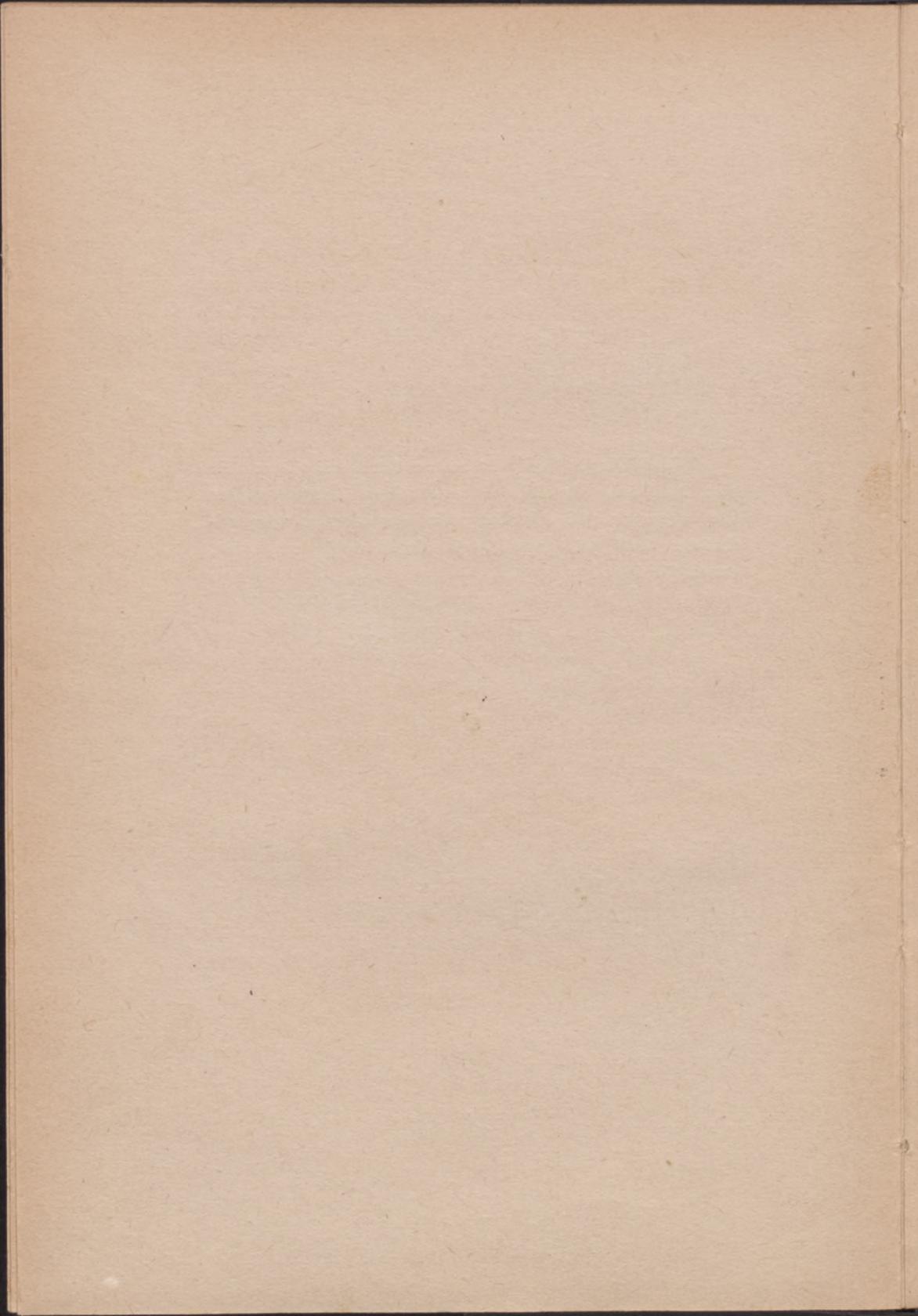
5.



Mein Kollege Pico lebt unter den Pessimisten. Er meint, man habe ihn bei dem unwürdigen Tempo unserer Tage vergessen. Die hier folgende Sammlung, mir freundlichst zur Verfügung gestellt, soll erkunden, ob dem so ist. Kennen Sie Pico?

G. H. E.





Ausserdem?

I.

Der Staatsrat Breitenstein betrat den Delikateß-Eckladen und die große, so gutgewachsene und durchweg so angenehme Verkäuferin begrüßte ihn wie immer freundlich. Nachdem sie die gewünschte Killdöse beiseite gelegt hatte, fragte sie mit ihrer sanften Altstimme: Außerdem?

Den Staatsrat betäubte dieses „Außerdem“ immer wieder von neuem. Es war eine so samtene Art, „außerdem“ zu fragen, wie es sie kein zweites Mal in der Welt gibt und wie sie gewiß niemals wiedergeboren werden wird. Es war eine Frage in der verminderten Quinte f—as—h und für den Staatsrat klang sie unwiderstehlich. Vielleicht Sardinien, meinte er.

Sie holte welche und wiederum ertönte sanft und milde: Außerdem?

Er lauschte bezaubert hin und schlug Mirabeln vor.

Und immer von neuem erfreute er sich der süßen, auf den gleichen Ton abgestimmten Frage und kaufte so nacheinander Kastanien, Aal, Senfgurken, Pfeffer, Datteln, Oel, Feigen, Marmelade, Lachs und zwei Gattungen Rosinen.

II.

Im Nachhausegehen fiel sein Blick auf eine Litfassäule und er las: Professor Dr. Aribatschewski spricht im Euphrosinensaal über Kontraktion und Detumescenz bei Hochdifferenzierten.

Sieh da, dachte der Staatsrat, ein neuer Spezialbohrer. Wahrscheinlich aus Wien. Also schön, ich habe es mit dem Alt. Wenn ich es ihm sagen würde, könnte er eine neue Tournee daraus

machen. Apotheker und Heilgehilfen die Hälfte. Gott behüte vor der Medizin.

III.

Im Haustor begegnete ihm bereits der zurückkehrende Knabe, der die Sachen aus dem Laden gebracht hatte. Das wird etwas geben, dachte der Staatsrat.

Und in der Tat, während er ablegte, betrachtete ihn seine Haushälterin mit einer furchtbaren Ruhe.

Beide Teile schwiegen absolut und andauernd. Die Haushälterin unterlag, versagte, konnte nicht mehr und zuckte mit trockenen Schlucken hervor: „Mieten Sie einen Speicher, Herr Staatsrat, mieten Sie einen. In dieser Wohnung ist kein Raum für derartige Massen von Konserven. Die Handkammer platzt. Bis an den Herd liegen die Kokosnüsse. Alles voll und voll und jetzt wieder der neue Korb. Wer soll das essen? Wir haben achtzehn Dosen Hummer, Herr Staatsrat, achtzehn, jawohl achtzehn.“

IV.

Er war in sein Arbeitszimmer entschlüpft und wartete, daß sie ausgehen sollte, wie sie das jeden Nachmittag tat. Sobald sie fort war, begab er sich in die Handkammer und betrachtete seine Einkäufe.

Es ist erstaunlich, urteilte er mit Objektivität. Dann holte er seine Reisetasche und stopfte einen Teil der Büchsen und Fläschchen herein. Er hatte schwer zu schleppen bis zum Auto, das nach einer kleinen halben Stunde weit draußen vor einem Altersheim hielt. Der Hausvater war überaus geschmeichelt und packte die Sachen unter Ausrufen des Entzückens auf einen großen Tisch.

Dann übermannte ihn die Rührung und während er dem Gast ganz gewaltig beide Hände schüttelte, sprach er mit bebender Stimme: „Gott hat den fröhlichen Geber lieb. Wie werden sich meine Alten freuen. Spargel! Mirabellen! Gurken! Schinken! Anchovis! Sprotten! Zunge! Ananas! Rollmops! Hummer! Schweinebraten! Und Kapern! Herr Staatsrat, Kapern! Sie denken auch wirklich an alles, was müssen Sie für ein Herz haben!“

V.

Ich sehe keinen anderen Ausweg, sagte er, während er am Abend in seinem Salon auf und ab ging und hier und da stehenblieb und hineinschaute in die Frauenbildnisse an den Wänden. Es waren Amalie Joachim, Hermine Spies, Maria Edenska und Maria Felicita Malibran, die er natürlich nicht mehr gehört hatte. Es machte einen besonders abgetheilten Kummer im Leben des Staatsrats aus, daß er die „erhabenste und größte Altstimme aller Zeiten“ nicht mehr hatte vernehmen können. In der Blüte ihrer Jugend und ihrer Kunst war die herrliche Malibran durch eine schändliche Erkältung dahingerafft worden.

Er setzte sich und durchprüfte seine Konti. Allerdings, die Ersparnisse drohten gänzlich hinzuschwinden. Es gab keine andere Möglichkeit. Wie aber hatte so etwas zu geschehen? Brieflich ein Antrag in allen Ehren?

VI.

Die Angelegenheit nahm jedoch eine völlig andere Wendung. Als er mit seinem Brief in der Hand den Laden betrat, wurde sein Auge sofort durch ein Phänomen gebannt, dessen Sinn er sekundenlang noch nicht begriff. Sie trug nunmehr

einen Ring an der einen Hand. Und er erkannte, daß es der so übliche war. Sie war verheiratet.

Der Staatsrat war über das nur ihm bewußte Hochdramatische der Situation so tief erstaunt, daß er vollkommen stillschwieg. Gerade einen Tag zuvor hatte sie geheiratet? Ihm fiel mit einem Schlage der dumme Satz: „zwei Linien schneiden einander in der Unendlichkeit“ ins Gehirn. Also gerade in diesen Wochen hatte es sozusagen zwei nebeneinander laufende Romane gegeben. So etwas. Und dieser Moment hier war die Schneidestelle.

Das Gefühl der Enttäuschung konnte sich seiner nur sehr langsam bemächtigen, da die Entspannung eine zu gewaltige war und sich erleichternd wie ein Aufatmen durch die Seele dehnte.

Er stand vor ihr und mußte endlich antworten. Also ja, Edamer, sagte er.

— Außerdem?

Es läutete glockenhaft, kam weich und wiegend und klang dunkelsamt und freundlicher als jemals.

Aber er dankte und schritt langsam zur Tür davon.

VII.

Tagelang verharrte er ohne auszugehen in seinen Gemächern. Der Entschluß war gefaßt, diese Sache vorüber. Er würde sie nicht wiedersehen. Um sich von den peinlichen und quälenden Erinnerungen bei den täglichen Spaziergängen zu befreien, zog er um, in eine Wohnung, sechs bis sieben Straßenzüge weiter.

Auch hier befand sich an einer Ecke in nächster Nähe ein Delikateßladen. Er betrat ihn dann und wann und holte sich etwas Aufschnitt für den Abend. Die Verkäuferin war klein und wirklich sehr nett und sprach einen kindlich zarten Sopran.

Einmal nach Jahren begab es sich, daß sie bei Ueberreichung einer Leberwurst und während eines treuherzigen Aufschlags ihrer blauen Augen mit ihrem hellrosa Stimmchen „Außerdem?“ fragte. Da aber funkelte der Staatsrat sie mit einem so grausigen Blick an, daß sie überwältigt vom Schreck mit einem geflüsterten Schrei zurücktaumelte und mit beiden Händen nach der Wand greifen mußte.



Die Geschichte vom Chauffeur und der Frau C. von C.

Einige Gelehrte behaupten geradezu, die Frauenliebe wäre in Avignon erfunden worden; Nietzsche glaubt, daß jedenfalls die Provence ihr Ursprungs-ort sei. Während der Kreuzzüge soll sie noch unbekannt gewesen sein. Gemeint ist natürlich jene seelisch gesteigerte sublimierte Beziehung zwischen Mann und Weib, die in der Weltliteratur vor dem Erscheinen der achtzig berühmten südfranzösischen Dichter nirgends einen Niederschlag gehabt hat und die also schwerlich irgendwo existiert haben kann. Seit den Troubadours also. Das ist recht lange her. Aber die Sonne, die damals zu leuchten anhub und in deren Glanz die Erotik einen neuen Namen und Sinn bekam, steht noch immer am Himmel. Wirkt noch immer. Die Zärtlichkeit des Herzens feiert noch immer ihre stillen Triumphe. Daß dem so ist, lehrt die Geschichte vom Chauffeur und Frau C. v. C.

Sie, Frau C. v. C., kam von einem Kostümfest im intimen Kreise. Der Taxi-Chauffeur an der nächsten Ecke gefiel ihr sogleich, weil er geschickt war und beinahe graziös aussah beim Oeffnen des Schlages.

Als sie im Auto saß, bemerkte sie, daß es ein neuer, sehr großer Wagen war, elegant, für sechs bis acht Menschen reichend, der Sitz erquickend fest und weich dabei. Und wie schön hell, dachte sie und blickte rund im kleinen Raum.

Ziemlich nahe am Ziel, in der Nähe des Weidendamms, verlangsamte sich das Tempo plötzlich. Der Chauffeur kehrte sich halb. Ein Profil mit einer stumpfen, aber guten Nase. Und er fragte:

„Würden Sie gestatten, gnädige Frau, daß ich Sie spazieren fahre?“

Ganz ohne eine Ueberlegung, unwillkürlich und mit einem kleinen Lachen antwortete sie: „Ich habe nur die zwei Lat, um nach Hause zu kommen.“

„Das ist ja gleich“, sagte er. „Das ist gleich.“

„Was ist das für ein Mensch?“ dachte sie mit einer kleinen Aufregung.

Der Wagen bewegte sich kaum noch. „Darf ich also noch etwas fahren?“ fragte er.

Eine ungemeine Neugierde erfaßte sie. Und sie antwortete: „Von mir aus, meinetwegen.“

Im selben Moment zog die Maschine an. Sie fuhren mit einer solchen Geschwindigkeit den Weidendamm hinunter, daß Frau C. v. C. erschrak. Aber sie besann sich. Er weiß, daß ich kein Geld habe, wird gesehen haben, daß ich keinen Schmuck trage und im Maskenflitter bin. Und außerdem, solch ein Mensch ist er bestimmt nicht. Nein, eben nicht.

Sie kam sich plötzlich ein wenig merkwürdig vor in dem warmen, großen, hellen Auto, das unbekannt wohin, durch die Nacht raste. „Ich hätte doch zwei, vielleicht sogar drei Gläschen von diesem Apfelsinen-Likör weniger trinken sollen“, kam ihr in den Sinn. Und dabei umging sie eine wolkige, wohlige Nachdenklichkeit oder vielmehr Zurückdenklichkeit, die Szenen des soeben erlebten kleinen Festes liefen ihr durch den Kopf.

Jawohl, es war ein guter Einfall gewesen, ein solches farbiges Pierrettenkostüm machen zu lassen. So etwas paßt gerade zu mir und diese Farben, das Dunkle und das Gelbe in der Kombination, sind sehr gut gewählt. Alles kommt zur Geltung, das Haar, der Teint, sogar die Augen, die Mischung des Tons im Kostüm ist eben vortrefflich. Ja, was ist denn eigentlich wirkliche, vollendete Schönheit?

Ich habe es eben wahrscheinlich im freundlichen Ausdruck, wenn man es liebt, mich anzusehen, und natürlich ist alles ordentlich geschnitten, Gestalt und Gesicht. Ja, es war wirklich eine nette Unterhaltung. Man liebt es, mit mir zu sprechen. Das heißt, ob es nun wirklich günstig ist, daß Röcke dermaßen kurz werden? Man müßte doch etwas individueller handeln dürfen.

Der Wagen fuhr plötzlich langsamer, sie passierten die Brücke vor Alexandershöhe. Beim Anblick des im Lichte weniger Laternen blaß funkeln- den Wassers und der schattenhaften Umrisse eines Segelschiffes prallte sie auf einen beunruhigenden Gedanken.

Allerdings, Riga war eine Hafenstadt. Kein Zweifel. Ebenso wie Hamburg, Marseille, Buenos Aires. Und immer schrieben die Zeitungen von Hafenstädten.

Aber sie wurde gleich wieder optimistischer. In den Zeitungen stand so viel Unsinn. Und wahrhaftig, einen solchen Eindruck hatte dieser junge Mensch nicht gemacht.

Frau C. v. C. beugte sich etwas zur Seite, um ein wenig mehr zu sehen von ihrem Chauffeur. Aber was war bei solcher Stellung zu ergründen? Er saß ordentlich vor seinen Apparaten und war nett proportioniert zum Ganzen. Man bemerkte kleine hübsche Ohren.

Mit großer Geschwindigkeit jagte das Auto durch die Hauptstraße des Waldparks und die Lichter des Wagens säumten mit ihrem Schein rechts und links die Flächen bis zum Unterholz. Noch vor dem Zoologischen Garten wurde eingebogen und längs den Kasernen und dem Wasserturm ging es wieder der Stadt zu.

Uebrigens hatte sich Frau C. v. C. wieder in ihre Meditationen eingesponnen. Sie freute sich, daß sie an diesem Abend einige amüsant abge- zirkelte Antworten gegeben hatte und ließ vor dem Auge der Erinnerung die Damen der Gesellschaft Revue passieren. Ja, nun, es waren ja einige auch ganz nett kostümiert gewesen. Aber im ganzen auch sehr viel Verfehltes. Ueberhaupt, alle waren, mehrere sogar beträchtlich, älter gewesen als sie. Das beste war eben noch nicht ganz dreißig Jahre alt zu sein. Nur die Frau dieses Rechtsanwalts mit der famosen Gestalt konnte wohl erst fünfund- zwanzig sein und war ja auch recht niedlich. Aber dafür ein Schaf. Ein vollkommenes.

Sie fuhren jetzt durch lange vorstädtische und ihr dem Namen nach gar nicht bekannte Linien, dann, nach einigen Biegungen, erkannte sie die Mos- kauer Straße, menschenleer auch sie um diese nächt- liche Stunde.

Frau C. v. C. empfand eine peinliche Starr- heit auf ihrer Zunge. Ich müßte etwas Selters trinken, dachte sie. Möglicherweise liegt es am Apfelsinenlikör, daß meine Kehle so stumpf ist, fiel ihr ein.

Auf einmal entdeckte sie, daß die Stadt ge- radezu aufgehört hatte. Keine Häuser mehr rechts und links, keine Laternen. Und plötzlich sehr erschrocken richtete sie sich empor aus der gestreck- ten Stellung. Sie riß ihre Nerven zusammen und war im Nu parat für einen Kampf. Also jetzt Willen zeigen. Sie beugte sich vor. Aber ehe sie den Mund geöffnet hatte, um ihm zuzurufen, drehte er sich höflich halbseit und sagte: „Jawohl, gnädige Frau, ich kehre jetzt um und fahre Sie direkt nach Hause.“

Frau C. v. C. war verblüfft. Wie denn? Ein Gedankenleser mit dem Hinterkopf? Wirklich ein seltsamer Mensch. Wie wußte er es?

Der Heimweg nun wurde mit einer, wie es schien, noch gesteigerten Schnelligkeit zurückgelegt. Sie hatte sich wieder ausgestreckt und wollte sich nochmals mit den Erinnerungen an das Fest beschäftigen; aber nichts mehr blieb haften. Sie zupfte etwas an ihrem Kostüm. Dann bemerkte sie, daß sie lächelte. Worüber? Sie haschte in ihren Gedanken nach der Veranlassung, aber da war nichts mehr festzubekommen.

Der Wagen flog jetzt an der Düna vorbei. Wie merkwürdig muß es sein, auf eine solche Weise Südamerika zu sehen, fiel ihr ein.

Sie waren am Ziel. Er stieg ab. Oeffnete in der Art eines eingelebten Kammerdieners den Schlag.

Sie stand vor ihm.

„Ein Lat vierzig,“ sagte er.

Sie gab ihm das Zweilatstück und sah ihm fest in die Augen. Sie horchte ihm ins Gesicht. Er hielt es aus.

Dann fragte sie: „Warum?“

Er bewegte nun irgendetwas an seiner Miene; aber es wurde nicht geradezu ein Lächeln. Und er streifte während einer Sekunde wie unwillkürlich mit seinen quicken dunklen Augen einen Punkt im Inneren des Wagens. Sie hatte nichts aus dem Blick gelassen und gewahrte nun nebenüber dem Lenkrade den Spiegel.

Zu spät hatte er seine Stellung verändert, um sie am Hereinschauen zu hindern. Er fühlte sich ertappt und war etwas rot geworden.

Jedoch, die Szene konnte unmöglich verlängert werden, der Nachtwächter hatte aufgesperrt und

wartete schon durchaus. Sie sagte freundlich „Guten Abend“ und grüßte mit einer Kopfbeugung.

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, seufzte sie vor Befriedigung.

Frau C. v. C. wird oft und gern an diese Spazierfahrt zurückdenken. Daß sie aber keine so ungefährliche Geschichte war, wird ihr niemals in den Sinn kommen. Auch nicht in hundert Jahren. Denn in einem solchen Fall denken Frauen immer an die Hauptsache, niemals an die Nebensache.

Immerhin, es ist kein ganz normales Ding, in tiefer Nacht im Auto rund um Riga und durchs halbe Patrimonialgebiet zu jagen, geführt von einem Chauffeur, der, anstatt auf den Weg zu achten, in seinen Spion guckt.

////



Die Dame aus Mühlgraben hat um elf Uhr gelacht.

Am Strande und in Kemmern gibt es Pensionen für ältere Menschen und für solche, die noch jung sind.

Die Jugend neigt bekanntlich zu einiger Fröhlichkeit, Ungebundenheit und Beweglichkeit und so finden sich denn im Gegensatz zu den mehr seriösen Häusern auch andere, in denen man Gelegenheit hat, bis in den späten Abend hinein scherzhaft Redensarten auszutauschen und bedeutungsvolle Schelmerei zu treiben. Junge Leute sind, wie hervorgehoben zu werden verdient, einer gewissen Gefühlsinnigkeit unterworfen, die nicht immer zu einem guten Ende zu führen braucht. Jedoch darf man sich in dieser Hinsicht auf die so spinnwebhaft dünnen Wände unserer Strandhäuser einigermaßen sicher verlassen. Haben wir doch Villen, die so zart gebaut sind, daß ein in ihnen verübter Kuß geradezu wie eine Detonation wirkt; er kann also von den an ihm beteiligt Gewesenen in Rücksicht auf die guten Sitten sobald nicht wiederholt werden. Wie ja denn auch die schallverstärkenden Wände der Häuser am Rigaschen Strande von allen Moralstatistikern Europas übereinstimmend als ethisch förderlich gerühmt werden und ihnen viel Freude machen.

Daß man aber von Zimmer zu Zimmer so deutlich hört, wird gerade auch in den seriösen Häusern peinlich empfunden, da ja in ihnen bisweilen auch zur Heiterkeit neigende Elemente absteigen. Ich wohnte einige Tage in Majorenhof in einer Pension und erlebte dort das Folgende:

Ich war am Morgen eingetroffen und setzte mich nach Rücksprache mit der Leitung und Zimmerwahl auf der Veranda an den Tisch, wo man mir das Frühstück servierte. Fürs erste war ich allein. Dann erschien eine Dame mit etwas gesenkten Augenlidern, alt ungefähr neunundfünfzig, und sehr schnell und eifrig mit meckernden Akzenten ihre Wünsche vortragend. (Man hatte ihr Hörnchen, statt Grobweizenbrot gegeben.) Darauf kam ein müder Herr mit einer grünen Brille, einem Spitzbart und einem kleinen Buckel. Man sah sofort, daß es sich bei dieser Zutat keineswegs um etwas Offizielles handelte, sondern um eine private Sache. Dann betraten die Veranda ein älteres Fräulein ohne besonderes Haar und die Inhaberin der Pension, die sehr dick war, was zu ihrem äußerst ängstlichen Naturell nicht passen wollte.

Schweigend löffelte man und holte sich mit dem Messer die Butter.

— Das war eine kuriose Sache in der vorigen Nacht. Direkt kurios. Man hört selten ein so un-erzogenes Lachen.

— Und gerade in der Zeit des so wichtigen ersten Schlafes, sagte das Fräulein, sich ganz einer Meinung wissend mit dem Herrn, der die grüne Brille trug.

Ihrerseits die Dame mit den fallenden Augenlidern rief energisch: Einfach, Nervenleidende gehören eben nicht in eine Strandpension.

Aus den fülligen Wangen der Wirtin des Hauses war alles Blut gewichen. Sie murmelte: Ich werde es ihr andeuten, ich werde es ihr andeuten.

Man bemerkte, daß mir die Veranlassung dieses Gesprächs unbekannt sein müßte und wie um mich in die Tafelrunde einzuführen, sagte das Fräu-

lein: Die Dame aus Mühlgraben hat um elf Uhr gelacht.

Ich verbeugte mich mit wortlosem Dank für die Aufklärung.

Die Mahlzeit wurde fortgesetzt und die Unterhaltung verfing sich in meteorologischen Betrachtungen.

Und dann wurde die Tür geöffnet und sie selbst, die Unwürdige, betrat die Speiseveranda.

In der Tat, ein wirklich typisch Mühlgrabener Näschen. Dazu ein gepflegter Augenaufschlag und das weiße Kleid und die ganze Person nett morgendlich frisch gewaschen. Eine erfreuliche Erscheinung von junger unbedenklicher Gesundheit.

Die erste Spitze entfuhr dem Munde des Fräuleins. Sie sagte: Fröhliche Erinnerungen sind viel wert im Leben.

Dann bemerkte man bald hier, bald dort: Man möchte jedoch nicht zur Teilnahme an ihnen geradezu gezwungen werden. Und: Man kann den Schlaf als eine Art Gottesdienst der Natur bezeichnen und so gebührt ihm der höchste Respekt. (Diesen recht schönen Aphorismus prägte der Herr mit der grünen Brille.) Und auch ganz direkt: Wie fällt einem nur plötzlich mitten in der Nacht etwas Drolliges ein?

Als die Dame aus Mühlgraben inne geworden war, daß alle diese Anspielungen ihrer Person galten, kam ihr offenbar die Sache wieder in den Sinn, über die sie am Abend vorher gelacht hatte, und sie prustete plötzlich los, so daß der an den Mund geführte Milchkaffee aus der Tasse schülperte und einen Klecks machte. Beim Lachen wäre ein Stückchen abgebissenes Horn mit Butter dem Gehege ihrer hellen Zähne beinahe wieder entschlüpft.

Als sie sich wieder etwas beruhigt hatte, erzählte sie mit unbefangener Heiterkeit: Ja, wirklich sehr komisch, was ich in der vorigen Nacht gelesen habe. Nämlich, weil es unglaublich kurz ist. Es ist nämlich der kürzeste Schüttelreim, den es in der Welt gibt. Es klingt so unglaublich komisch. Bitte, hören Sie doch, es sind wahrhaftig nur fünf Worte. Also.

Und sie rezitierte langsam mit stark betonter Frage:

Nacktes Knie
Knackt es nie?

Dem kürzesten Schüttelreim folgte das eisigste Schweigen.

Endlich sagte die Dame von Neunundfünfzig: Nuditäten interessieren mich nicht.

Und der Herr mit dem intimen Buckel: Eine sinnlose Wortverknüpfung.

Das Fräulein jedoch beantwortete mit grausigem Ernst die Frage des Schüttelreimes und sagte: Nein, meine Dame, niemals bei einem jungen Mädchen aus guter Familie.



Kleine Meditation.

Es ist seltsam, wie die Menschen aussehen. So ganz einmalig.

Jeder ist zehntausendmal anders. Man steht am Sonntag an einem Kreuzpunkt, der von vielen passiert wird. Sie unterscheiden sich auf das äußerste, wie mit Vorbedacht, mit einer Absicht, die niemals fehl geht. Jeder Schritt, jeder Blickansatz, jede Form ist ganz anders, völlig apart. Man erkennt dieses sich millionenhaft offenbarende Geheimnis der Menschheit nur in der Heimat. Wenn man eine Reise tut, wird alles typisch.

Aber zu Hause sieht man nichts Unbestimmtes. Es gibt nur persönlichsten Charakter. Die genauesten Resultate sind erreicht und kein Zweifel ist, daß die Linien richtig gezogen wurden. Haarscharf hat man sich durchgeführt. Jedes Individuum scheint mit zaubernder List gerade nur sich gemeint zu haben im Verlaufe der Generationen, aller Aufwand unzählbarer Ahnen scheint nur gewesen, damit gerade dieses Figürchen am Ende der zeitlichen Welt stehe. Denn jede Sekunde Gegenwart ist ja doch ein Abschluß, ein Ende, ein Ziel.

Alles, sowohl geradeaus wie quer durch die Schicksale der Vorwesen, war mit Klugheit angelegt.

Da kommt ein junges Mädchen mit hellkäferhaft glänzenden Beinen, wohl und prall gesetzten Ganges, mit hübschen, etwas braunen Augen, mit einer netten, feinen Abgeschlossenheit in Tracht und Wesen. So ist sie herausgekommen, gerade so. Man hat jahrtausendlang rohes Pferdefleisch gegessen, in Höhlen immer wieder Kinder bekommen, wurde geraubt und verkauft, schlachtete auf Weisung der Priester Kriegsgefangene über dem Op-

ferstein, ist dann Hexe gewesen, wurde vielleicht ein- oder zweimal verbrannt und begann gelegentlich ein wenig die Hände zu reinigen und dergleichen mehr. Nun aber besteht in der Weltgeschichte ein ganz einzigartiger, niemals gewesener und niemals zu wiederholender, leicht geschminkter roter Mund, ein Mund von der sieghaften Tatsächlichkeit des wirklich Seienden, einer, der sich mit einer kleinen graziösen Biegung äußert und sich mit einem prachtvoll guten Gewissen ein wenig ins Universum vorschiebt.

Es ist also ein Sonntag vormittag. Aber man sieht nichts Müßiges. Alle sind bestrebt, das Geschehende mit Bewußtsein abzurollen und bewerkstelligen mit Interesse die Ereignisse. So auch die Verheiratungen.

Aus einem ziemlich unscheinbaren Portal tritt das junge Ehepaar. Sie, wie die Photographen und die anderen Menschen es lieben, schlank, rank und zuckerhaft verschleiert. Er, jungmännerhaft stark und ansehnlich im neuen Frack, mit lächelnden Zähnen und beherrscht von Mut. Er geleitet seine Dame zum Auto und es sieht so aus, als wäre er entschlossen und imstande, sie gegen eine ganze Welt von Räubern oder Löwen zu verteidigen. Im Wagen aber schiebt er friedlich eine Zigarette zwischen seine blitzenden Zähne, es ist nichts derartiges mehr nötig.

Am Wochentage neigt der Mensch weniger zum Individuellen. Er ist nicht ganz derjenige, den er am Feiertage erreicht. Sein Gesichtsausdruck ist dann weniger fest geprägt und nebelhafter. Der Mensch am Wochentage ist um so und so viele Jahrhunderte unentwickelter, unpersönlicher. . .



Liliputaner-Unsterblichkeit.

Wenn man einen Roman schreibt und Aufriß und Grenzsteckung sind getan und die Menschen haben schon geradezu Gesichter, dann heißt es, die Namen suchen und finden. Am schönsten empfehlen sich hierfür alte Adreßbücher und man soll nicht etwa versuchen, sich Namen auszudenken. Denn wenn man den Charakter schon recht klar im Kopf hat und nunmehr unzählige Familiennamen an sich vorbeiziehen läßt, kann es sich begeben, daß man durch die Findung eines Namens zu der im Entstehen begriffenen Person etwas Neues, Wesentliches hinzugewinnt. Irgendein Name, der einem niemals von selbst eingefallen wäre, paßt nicht nur ganz wunderbar, sondern er ist so beschaffen, daß eine Macht von ihm hinüberstrahlt auf das doch noch Embryonale. Mit der Taufe ist das Gesamt der Gestalt plötzlich fest umrissen. Und jawohl, es sollen alte Adreßbücher sein. In denen gibt es so viele verschollene und verstorbene Familien, und gerade von diesen Namensklängen strömt geheimnisvollerweise der Zauber einer besonderen Lebendigkeit aus.

Aber alte Adreßbücher geben auch sonst eine fesselnde Lektüre. Straßen heißen jetzt anders, gewisse Titel sind nicht mehr gebräuchlich, Aemter sind versunken, die hier noch im Rang gestuft angeführt werden, und tot sind sie alle, die in diesem Buch nach sich suchten, um sich mit Gratulationen oder Kondolenzen zu beschicken oder einander zum Kaffee einzuladen. Allerdings stimmt das Blättern und Lesen in alten Adreßbüchern melancholisch und manche wird es reichlich trocken anmuten, immer nur Namen, Namen zu lesen, ohne irgendeinen Hinweis auf Schicksale. Wer nicht genug

Phantasie besitzt, um aus den Namen, den Titeln, den Straßen Ereignisse herauszuspüren, dem seien ältere Nachschlagebücher als wahrhaft befruchtender Lesestoff empfohlen. Sie sind noch frei von der modernen Sachlichkeit, die auf jeden Fall das Skelett anstrebt und das andere von den Dingen wegnagt und wegschluckt. Nein, diese älteren Schmöker kennen noch ein Drum und Dran, da gibt es noch hier und da ein kleines Plaudern in und zwischen den Zeilen, man genießt Anekdotisches en miniature, man bemerkt Sympathien des Autors, der ein Mensch unter Menschen ist und kein wohltemperiertes Metermaß.

In solchen alten Nachschlagebüchern lebt die ganz kleine Form der Unsterblichkeit. Von den meisten, die hier eingetragen in langen Kolonnen beieinander liegen, weiß man nichts mehr, ihre Namen tönen niemals mehr und ihre Schicksale sind in keines Menschen Gehirn mehr anwesend.

Ich aber lese von ihnen, und da haben sie mit einmal ihre ganz kleine Unsterblichkeit, und ich bedenke ihre Leistungen, ihre Lebenswege. Ich habe Moritz Rudolphs Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon zur Hand, das nun vierzig Jahre alt ist, und ich erfahre, daß „Demoiselle Therese Müller, Liebhaberin von St. Petersburg“, im Januar 1842 als Adele in „Gefährliche Tante“ und als Jsaura in „Schule des Lebens“ gastiert hat. Das sind Tatsachen. Unheimliche. Deswegen unheimliche, weil es im Sack der Vergangenheit letzten Endes kein oben und unten gibt. Ist uns nicht Therese Müller, die Liebhaberin von St. Petersburg, blaß und entfernt wie irgendeine Flötenspielerin oder Tänzerin auf einer altgriechischen Vase?

Es stehen in dem Rudolphschen Lexikon natürlich auch die Großen, wirklich Unsterblichen, die

in Riga geweilt haben, wie Liszt und Wagner, und ferner sind die berühmten Künstler angeschrieben, die auf unserer Bühne und in unseren Konzertsälen gewirkt haben, und deren Namen über mehrere Generationen hinüberleuchten, Clara Schumann, Rubinstein. Aber nicht von denen ist dieses Mal die Rede, die gänzlich unbekannt Gewordenen rühren an das Interesse. Ich finde Konrad Heinrich Loeff. Er will Theologie studieren, muß aber Goldschmied werden und geht dann zur Bühne. 1778 spielt er in Rostock und am 3. Juni 1779 debütiert er mit größtem Erfolge als Feldmedikus in „Der Unterschied bei Dienstbewerbungen“ von Pffingstgräf.

Was für ein schöner Titel für ein Theaterstück. Und wie vortrefflich muß dieses Werk gewesen sein, denn wir vernehmen, daß es sich achtunddreißig Jahre auf dem Spielplan des Rigaer Theaters erhalten habe. Von Loeff hieß es: „Er glänzte in seiner Blütezeit in den Rollen pedantischer und polternder Alten.“ Angenehm ist es zu erfahren, daß Loeff „dank seiner Sparsamkeit ein glückliches Alter erlebte.“ Nach einer Lähmung der rechten Seite jedoch wünschte er den Tod und Rudolph berichtet uns das Erstaunliche: „Sich nach seiner Auflösung sehnd, hatte er sich schon ein Jahr vor seinem Tode am 19. Juni 1828 einen Sarg anfertigen und nach seiner Wohnung bringen lassen.“ So etwas tun sonst nur Chinesen.

Ein bedeutender Schauspieler war auch Lossow, von der Mäserschen Gesellschaft, und man fand ihn „unübertrefflich in blöden Liebhaberrollen“ und als Graf Adelstan in „Robert und Kalliste“. Doch reichte er nicht heran an den dermaleinst hochberühmten Tenor und Schauspieler Ferdinand Philipp Arnold, der jahrzehntelang als erster Stern in Riga glänzte, wohin er gekommen war, „weil

er sich nach dem Tode des Kaisers Josef II. in Wien nicht mehr gefiel.“ Arnold wurde in Riga allgemein verwöhnt und war der erklärte Liebling des Publikums. Es war „ein Mann von feinen Sitten, wachsam noch im späten Alter auf seine Bewegungen und frei von jeder Steifheit und Pedanterie“. Er starb an „Altersschwäche eines sanften Todes“, nachdem er vierundfünfzig Jahre in Riga gelebt hatte. Auf eine Weise, die im Lexikon nicht mitgeteilt wird, verlor Arnold sein erspartes Vermögen. Wie nun helfen? Die Stadtväter taten es durch eine humane, aber ganz merkwürdige Schiebung. Wir lesen: Der Magistrat wählte ihn 1831 an Stelle des eben verstorbenen Telemann zum Kantor der beiden Stadtkirchen, eine Stellung, die Arnold indessen nicht antreten konnte. Man hatte übersehen, daß er Katholik war. Um einen Ausweg zu finden, erhöhte man das Einkommen des Kantors um ein Namhaftes und verpflichtete ihn, Arnold bis zu seinem Lebensende eine Pension zu zahlen.“

Und dann die Hunderte und aber Hunderte der ganz Kleinen, die doch da waren in der kummervollen Welt, jung waren und voller Hoffnungen. Etwa: „Demoiselle Lorange. Dritte Liebhaberin. Auch Tänzerin. Verheiratet 1846 mit dem Chormitglied Schüle.“ So ist das Leben.

Oder: „Anna Krepsel von Krakau. Koloraturpartien 1853—56. War jung und trotz einzelner Mängel recht beliebt.“ Also immerhin.

Zuweilen wird man nachträglich beunruhigt. Ich ersehe, daß der Komödiant Heräus 1668 die Tochter des Rigaer Scharfrichters geheiratet hat und weiß im ersten Moment nicht, was ich dazu sagen soll. Es wundert mich natürlich nicht so sehr, da die Kunst auf den heutigen Tag nicht wirklich bürgerlich ehrbar geworden ist, und es niemals werden wird und

kann, worüber Thomas Mann im „Tod in Venedig“ so schön geschrieben hat. Und damals waren diese Gegensätze ungeheuer starrend. Aber es wäre mir doch lieber gewesen, Heräus hätte anders gehandelt. Was kann man für seine Vorurteile.

Wie vielen Daten aus dem Rudolphschen Lexikon ließe sich noch nachträumen. Aber es ist genug. Derartiges Sinnieren paßt, streng genommen, überhaupt nicht für das „Tempo“, das heutzutage beliebt wird.



Ratschläge an Arbeitsscheue.

Man teilt die Leute ein in faule Menschen und solche, die gern arbeiten. Die Faulen haben natürlich ein reicheres Innenleben, weil sie sich nicht auszugeben brauchen.

Die Unterscheidung ist etwas oberflächlich; aber lassen wir es bei ihr bewenden, sie ist bequem. Wir beginnen also mit einer kleinen Trägheit.

Die Scheu vor der Arbeit ist nichts anderes, als eine besonders fürchterliche Form des Lampenfiebers. Der Gedanke an den ersten Schritt zu einer Unternehmung macht schaudern.

Gemeint ist hier nicht die Arbeit, die einen am Kragen hat, die absolviert werden muß, weil man sonst in peinliche Unannehmlichkeiten verwickelt wird. Beamte, Aerzte, Rechtsanwälte, Redakteure, Uhrmacher und Schneider, die Tür geht so und so viel Stunden am Tage klappauf, klappzu und je nachdem, ob man gerade Klient oder Orakel ist, stößt man fachmännische Redensarten aus oder lauscht geziemend. Forderung des Karussells.

In Amerika haben sie das „laufende Band“ und nach diesem Prinzip arbeiten dort die prachtvollen Wurstfabriken. Ein Mann steht da und tötet an jedem Tage achthundertachtzig Schweine. Sie schweben an ihm vorüber. Entdeckt man am Abend, daß eines von den Tieren noch lebt, und nur achthundertneunundsiebzig tot sind, so wird der Betreffende sofort entlassen. Dermaßen unordentliche Subjekte sind eben nicht zu brauchen.

Aber, wie gesagt, wir wollen hier nicht von der unvermeidlichen, gewöhnlichen, täglichen Arbeit und ihren Reizen plaudern, sondern von derjenigen, die seltener und unregelmäßig an den Menschen herantritt. Gemeint ist der ganz und gar

notwendige, aber aufschiebbare Brief, der komplizierte Entwurf, der die helle Stunde braucht, alles, was Intuition erheischt, seinen Anfang von einem Entschluß nehmen muß.

In allen solchen Fällen liegt der Fleißige wie ein Tiger auf der Lauer. Aber der Faule versäumt sich und blickt weg von der drohenden Anforderung. Es ist ihm furchtbar, von der Beschaulichkeit zu lassen, und sich mit rohem Ruck ins Gehirn zu fahren. In diesem nämlich schaukeln die Gedanken mühelos und friedlich von einem Bilde zum anderen, ist doch jeder Faule sein eigenes Kino. Und da soll er nun plötzlich das angenehm Kaleidoskopische in seinem Kopf, bunt, wie das „Aus aller Welt“ einer Zeitung, willkürlich zertrümmern und die entsetzlichen Qualen einer Konzentration auf sich nehmen? Er wird nicht.

Wie aber kann er sich helfen?

Erstens durch die Imitation. Er ahme den Tigersprung des Fleißigen nach, gehe mit Getöse ans Werk. Solches aber nicht, bevor nicht einige Zeugen anwesend sind. Er rede geräuschvoll von seiner Unternehmung, unterstreiche die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen zu kämpfen ist, und entwickle eine enorme äußere Geschäftigkeit. Ein solches Gewese tut nicht weh, greift keineswegs an, und wenn es auch in der Hauptsache resultatlos verlaufen muß — man hat doch Charakter gewahrt und in gewissem Sinn seinen Mann gestanden.

Zweitens gibt es den Weg der Selbstverlockung. Man bringe so viel Resistenz auf, daß man sich die Zigarette oder ein anderes Kleinlaster, das man lieb hat, auf Zeit versage. Im Banne der Gier wird man dazu kommen, sich mit der so sehr widerstrebenden Materie zu befassen, um schielend nach winkenden Genüssen endlich im scheußlichen Bade der Ent-

schließung unterzutauchen. Und ist's geschafft, so frottieren einen die wärmsten Heldengefühle.

Nun gibt es aber Personen ganz ohne schauspielerisches Talent und völlig ohne Laster, kleine oder große. Diese Beklagenswerten können also weder imitieren, noch sind sie in der Lage, sich Versprechungen zu machen. Sie stehen ganz hilflos da und mit Recht sieht man in ihnen die Enterbten unseres so tüchtigen Jahrhunderts.

Was ist einem solchen Menschen zu raten?

Ich meine, er kann immerhin durch vollkommene Passivität einen schönen Eindruck machen. Das Kummervolle und Melancholische wird ihm sowieso liegen und er wird darin keiner Verstellung bedürfen. Man wird ein Nachsehen haben mit seiner gänzlichen Erfolglosigkeit, wenn er nur selbst die genügende Trauer zur Erscheinung bringt. Und schließlich werden sich gute Leute finden, die es rundsprechen, er sei „vom besten Willen beseelt“.

Damit ist viel gewonnen.



Armenrevision.

Ein strahlender Himmel wölbt sich über Saragossa.

Don Estevan da Fonseca, Protonotar des Magistrats, saß in seinem Büro vor dem Schreibtisch und blickte geradeaus auf eine Fliege, welche einen gebauschten Aktendeckel erklommen hatte und sich zu entfernen zögerte. Maria Luisa Enriqueta de la Mesa de Sepulveda trat ein und er beeilte sich, ihr einen Fauteuil hinzuschieben.

— Zurück von Ihren Gängen, meine Liebe, schon zurück? Wo waren Sie in der Frühe? Beim Castillo de Aljaferia? Wo sonst in der Peripherie?

Maria Luisa setzte für einige Sekunden ihren Fächer in Gang, nahm dann die Lorgnette zur Hand und blätterte in ihrem Notizbüchlein.

Nicht doch, sagte sie. Sie wissen, wir haben auch Arme mitten in der Stadt. Ich war nahe der Lonja. Sie gaben mir die Adresse kürzlich. Es handelt sich um die Fidalgo, ihre fünf Kinder und den Schwager.

Nun, und Ihre Eindrücke?

Schmerzlich. Eine Unsauberkeit, eine Schlampererei, daß einem geradezu der Atem verschlug. Ein frostiges Schweigen bei meinem Eintritt. Die Unsittlichkeit wie eingemeißelt auf der Stirn des Schwagers. Sie selbst scheu von einer verdächtigen Art. Ich fürchte, wir werden die Nummer streichen müssen.

Wir machen ein Häkchen, entschied Don Estevan, und sehen nach einem halben Jahre wieder nach. —

Am Abend dieses Tages dachte Donna Fidalgo: Heute ist Mittwoch. Wenn bis Freitag um 12 Uhr etwas geschickt wird, könnte ich Seife kaufen und

für die beiden Größeren die Camisole waschen und meine Handschuhe und das Mieder, so daß wir Sonntags zur Messe kämen.

*

Tags darauf saß Don Estevan wieder in seinem Büro. Als Maria Luisa Enriqueta de la Mesa de Sepulveda eintrat, beeilte er sich, ihr einen Fauteuil hinzuschieben.

— Immer auf ihren Wegen, meine Liebe, auf ihren Wegen. So zeitig schon? Woher am frühen Morgen?

Maria Luisa seufzte kurz und freundlich und schlug das Notizbüchlein auf.

Ich war bei der Cabrera unweit Santa Engracia. Sie beauftragten mich vor etwa einer Woche.

Und das Resultat?

Möbel. Sie hat Möbel.

Don Estevan da Fonseca hob die Brauen mit Besorgnis. Möbel also, wiederholte er entmutigt.

Nicht weniger als drei Schränke, zwei Kommoden, unter anderem ein großer Schreibtisch. Die Kinder recht nett und manierlich. Ordentliche Menschen.

Ein gewisser Wohlstand immerhin, sagte Don Estevan und zog seinen Crayon, um das Häkchen zu machen. —

Am Abend dieses Tages dachte Donna Cabrera: Bekomme ich noch in dieser Woche etwas, so brauche ich nicht zu verkaufen. Muß ich verkaufen, so finde ich mein Lebtage keinen Mieter mehr.

*

Es war am Morgen darauf, daß Don Estevan da Fonseca in seinem Büro saß und Maria Luisa Enriqueta de la Mesa de Sepulveda eintrat.

— Schon im Amt, meine Liebe, und so matinal? Bereits zurück von einer Inspektion?

Maria Luisa dankte für den Sessel, in dem sie Platz nahm und schlug ihr Büchlein auf.

— Ich war diesmal bei der Ledesma. Es ist nicht leicht, hier klar zu sehen. Die Kinder sind sympathisch und die Mutter besitzt Anstand. Dem ganzen Wesen fehlte jedoch die Offenherzigkeit. Entschieden einige Unterernährung bemerkbar, jedoch im Küchenschrank Sülze, reichlich Sülze. Eine Zurückhaltung im Auskunftgeben übrigens, die mir ganz und gar nicht lieb ist bei meinen Ermittlungen. Ich bin wirklich im Zweifel.

Don Estevan da Fonseca bemerkte sanft und mißgestimmt: Unklare Verhältnisse sind und bleiben abnorm und was sich in der Mitte hält, versteht es auch ohne uns zu balancieren. Einstweilen mache ich mir mein Zeichen. —

Sobald die Dame wiederkäme, würde Zwieback gekauft werden, süßer Zwieback, hatte Mutter Ledesma ihren drei Kleinen gesagt. Und sie warteten nun alle drei von Tag zu Tag, denn sie wußten es nicht, daß sie auf einer goldenen Mittelstraße wandelten und das Sülzgeschenk der Frau Nachbarin von einem Häkchen betroffen war.



Spectatrices de la mort.

Den Aestheten, der allen Beschwerlichkeiten und Weitläufigkeiten persönlicher Schicksale sorgfältig aus dem Wege geht, der nur Zuschauer des Lebens der anderen sein will, nannte man in früheren Zeiten französisch *spectateur de la vie*. Ich glaube, der Ausdruck entstammt dem Huysmannschen Roman „Gegen den Strich“. Aber es gibt bei uns, wie sonst in Europa, auch Personen, die sich ganz besonders für den Tod anderer Leute interessieren. Und da sie immer weiblichen Geschlechts sind, so könnte man sie *spectatrices de la mort* nennen.

Man findet sie reichlich auf unseren Kirchhöfen. Bisweilen schweifen sie allein, gern aber tun sie sich zu kleinen Rudeln zusammen.

Sie lieben die Beerdigungen und beobachten sie mit den gespitzten Blicken der Mitglieder einer Fachgemeinschaft.

Nichts entgeht ihrer Aufmerksamkeit, weder die Mienen noch die Toiletten einer Trauergesellschaft, keine Geste und kein Wort des Predigers, und selbst die Schaufeln der Totengräber werden von ihnen scharf gemustert. Sie drängen sich durch die Leidtragenden ans Grab vor, weil sie alles ganz genau wissen müssen; und zuweilen nehmen sie kleine Mädchen mit, die gewissermaßen in die Sache eingeführt werden sollen. Man hat es erlebt, daß eine *Spectatrice* mit einem Kinde zusammen erschien und jemanden, der in der ersten Reihe stand, inständig bat: „Bitte, lassen Sie doch die Kleine durch, sie hat noch niemals gesehen, wie man einen Sarg in die Erde senkt.“

Ist eine Beerdigung beendet, so verlassen die *Spectatrices* den Kirchhof noch nicht gänzlich. Sie begeben sich nur zum Ausgang und beziehen neue

Stellungen. Sie harren des nächsten Leichenzuges. Sie möchten, wie in einem Konzert, eine Zugabe haben, und man muß es ihnen immerhin anrechnen, daß sie nicht in die Hände klatschen. In ihren Strickjacken von freundlichem Rosa oder Blau stehen sie da und warten auf Fortsetzung..

Groß ist der Zustrom natürlich, wenn angesehene Personen, oder deren Familienglieder beerdigt werden. In allen den Fällen, wo die Zeitungen Nekrologe gebracht haben, kann man sicher sein, die Spectatrices in ganzen Schwärmen vorzufinden.

Wenn der Trauerzug sich dem Grabe nähert, so haben sie schon ihre Plätze eingenommen. Im Winter sind regelmäßig alle kleinen Schneeanhäufungen im Umkreis von ihnen mit einer geradezu militärischen Pünktlichkeit besetzt. Sie beherrschen von hier aus die Ereignisse und bestreichen mit dem rastlosen Maschinengewehrfeuer ihrer Blicke den ganzen Bezirk, in dem die Funeralien vollzogen werden.

Dabei flüstern sie sich kritische Bemerkungen zu.

In der Art: „Er steht wie ein Klatz. Keine Spur einer Seelenerregung. Nicht einmal blaß sieht er aus und beerdigt doch schon seine zweite Frau.“

Oder: „Billiger Kranz. Auf dem Markt gekauft. So behandelt er die Schwiegermutter im Tode.“

Auch: „Schummelei. Der Pastor wiederholt sich. Das hat er vorgestern genau so gesagt.“

Der chinesische Botschaftsrat Tscheng-Ki-Kong in Paris veröffentlichte 1883 ein Buch, in dem er europäische Sitten vom Standpunkt des Asiaten beleuchtete. Besonders merkwürdig fand er es, daß die Europäer gerade nur ihre Beerdigungen mit einigem öffentlichen Gepräge ausstatten, daß man aber im Gegensatz zu seinem Vaterlande keine feierlichen

Umzüge bei Gelegenheit von Hochzeit und Taufe kenne. Das macht einen finsternen Eindruck.

Die spectatrices de la mort sind also eigentlich wohl als eine Folge unserer Sitten anzusehen. Gewiß würden sie ihre Schaulust recht gern anders betätigen, aber man gibt ihnen keine Gelegenheit dazu. In unseren finsternen Ländern fehlen die Aufzüge der Freude. Und etwas zum Zusehen wollen sie unter allen Umständen haben.



Aus dem Urlaub.

Erholung ist Aufgabe. Denn sie darf nicht so gestaltet werden, wie man selbst möchte, sondern muß ein Gesicht haben, wie es nach außen gefällt.

Bei einem verdrießlichen Sommer könnte man in der Stadt wohnen bleiben, und in den wenigen guten Stunden einen Ausflug machen.

Aber das genügt nicht. Sobald die Bekannten diese Meinung entdeckt haben, versammeln sie sich auf deinem Sofa und fragen, während sie ihren Kopf prüfend zur Seite biegen: Hast du denn gar keinen Sinn für die Schönheit der Natur?

Es hilft nichts, man muß zu den Nachtigallen abreisen.

Im Zauber der Inserate gelangte ich auf eine entfernte Neuwirtschaft. Dort mußte ich, um in mein Zimmer zu kommen, durch mehrere andere hindurch gehen, und merkwürdig war, daß mir von einer jeden Tür, die ich öffnete, die Klinke in der Hand blieb. Mit dreien solcher Klinken kam ich wieder in den Saal, woselbst ein alter erfahrener Pensionär des Hauses mich gewährte. Er hob langsam seinen knorrigten Deutefinger, stellte ihn in eine gewisse Richtung ein und sagte: Die Türklinkensammelstelle befindet sich geradeaus links vor dem sinkenden Ofen.

Ich erreichte den beschriebenen Raum, entledigte mich meiner Last und kehrte unverletzt zurück. Flüsternd fragte ich den alten Herrn: Wie ist es hier? Er entgegnete: Vermeiden Sie Fisch, Fleisch, Salat, Gemüse, Eier und anderes. Denn nach dem Lagern auf dem Rigaschen Markt vertragen diese Gegenstände keine Eisenbahnfahrten mehr und keine Transporte über Land. Uebrigens, man kömmt durch die Galerie.

Ich dachte nicht anders, als daß ich nun die Inhaberin der Pension kennenlernen würde. Aber nein, es war die „Wirtin“, eine hausfrauliche Dienerin von fünfzig Jahren mit einer Brille und einer Glocke in der Hand. Sie sah mir gerade auf die Nase und fing zu läuten an.

Dieses erste Essen auf Schloß Iks wird mir unvergeßlich sein. Beim Betreten des Speisezimmers wäre mein Fuß beinahe in einem Loch stecken geblieben, da man dem Parkett einige seiner Teile entnommen hatte. In düsterem Schweigen saßen zehn Personen am Tisch und ahnten Unangenehmes. Und in der Tat, nach dem gesalzenen Warmwasser erfolgte ein Riesenberg von Butten im Barockzustande. Zerzaust, mit verzerrten Schwänzchen, elend verwürfelt und widrig verkittet durch eine Besorgnisse gebärende Grausauce, lagen diese, von der Natur so klar geformten Wesen da. Man griff zu den Taschentüchern.

— Wo, fragte ich, wo befindet sich die Dame des Hauses?

In Riga, rief man von allen Seiten. Sie studiert Nationalökonomie. Ein Sommerkursus.

Ich beschloß, einen Witz zu machen und bemerkte: Also Oekonomie drüben, wie hüben.

Dieser Witz war nicht so sehr komisch, aber man lachte doch, wenn auch mehr aus Bitterkeit, Wut, Empörung, Haß, Widerwillen, Ekel und Verzweiflung.

Nach einigen Tagen hatte ich aber doch das Vergnügen, die Dame des Hauses kennen zu lernen. Aus irgendwelchen Gründen gab es eine Pause in ihrem Kursus und sie kam im Omnibus angefahren.

Eine erfreuliche Erscheinung. Die Haare dunkelblond und wie die Augen zu spiegeln schienen, war auch ihre Seele in ähnlichem Tone gehalten.

Angenehm jugendlich. Und ich habe niemals in meinem Leben einen Menschen von größerer Unbefangenheit kennen gelernt.

„Sie beliebten“, sagte ich, „in Ihrer Offerte des Badens wegen mitzuteilen, daß hierselbst in einer Entfernung von einer Werst ein Fluß sei. Es sind aber vier Werst“.

„Allerdings“, entgegnete sie mit sonnigem Lächeln, „wir rechnen ja aber in Lettland nunmehr nach Kilometern.“

Der sich heiter äußernde lichte Wahnwitz dieser Bemerkung verschlug mir die Rede. Sie aber betrachtete mich, den schrullenhaften Altsonderling, mit gütiger Anteilnahme.

Noch einmal versuchte ich es: „Die Stadt Zet sollte Ihrer Beschreibung nach elf Kilometer von der Station Ypsilon entfernt sein. Da aber von Iks nach Zet sieben Kilometer sind und nach Ypsilon sechs, so stimmt das doch nicht.“

„Aber 6 plus 7 macht doch 11“, rief sie mit hinreißendem Gottvertrauen und frohlockend wie ein Maimorgen. Dabei hielt ihre graziöse Hand neckisch lässig ein Loch der Tapete zu, um den Ausbruch eines Kalkstromes zu dämpfen.

Nun ja, das war also das. Als meine Woche um war, reiste ich nach Hause.



Die Maus.

Ein unbedeutendes, ein bescheidenes Tier. Zum ersten Male sah ich sie auf der Höhe eines Schrankes, als ich einen Brief komplizierten Charakters soeben zu schreiben begonnen hatte. Ihre Erscheinung machte mich unaufmerksam, zerstreute mich, so daß ich den Brief nicht vollenden konnte. Auch als sie sich entfernt hatte, kehrte ich nicht wieder an meine Arbeit zurück, und wie eine genauere Ueberlegung mich überzeugte, war das sehr vernünftig. Nichts auf der Welt wäre besser geworden durch diesen Brief.

Ich hatte der Maus also ganz und gar nicht etwas übel zu nehmen. Tagelang sah und hörte ich nichts von ihr. Dann raschelte es in der Nacht und nach einem sozusagen feinen Plums begann sie hin und her zu streifen, aber diskret, gedämpft, ohne zu lärmen. Sie ging in der Dunkelheit auf und ab, weil das passend für sie war. Ich konnte so wie so nicht schlafen. Man muß an so vieles denken.

Ihre Gegenwart war mir namentlich bei Regenwetter angenehm. Draußen der eintönige Singsang der Traufen, in der Geborgenheit des Heims aber die Einsamkeit belebend ihr Gewisper und Gewese. Welch eine unverpflichtende Nachbarschaft. Die anerkannten Haustiere wollen immer etwas von einem. Sie wollte nichts von mir.

In der Nacht jedoch war sie unachtsam und lief gegen meinen Spazierstock, so daß er mit einem Krach zu Boden fiel.

Und wie ich es denn befürchtet hatte, hieß es alsbald an der Morgentafel: Pico, du hast eine Maus.

— Ein unbedeutendes, ein bescheidenes Tier, erwiderte ich beklommen.

Man überhörte mich und fuhr fort: Es ist unbegreiflich, wie sie sich bei uns vermehren. Wöchentlich werden einige gefangen und zur Portierstochter geschickt, und immer wieder sind welche da. Seit Jahren geht das so.

Damit verhielt es sich folgendermaßen: Die Aufwärterin wünschte sie nicht zu ertränken, weil sie nervenschwach war, der Portier selbst tat es nicht, weil er überhaupt niemals etwas tat, und so hatte es denn seine Tochter übernommen.

Am Abend wurde das Instrument in meinem Zimmer aufgestellt. Als ich im Dunkel dalag, mußte ich mich doch sehr darüber wundern, mit welcher Heftigkeit die Menschen ihre Prinzipien verfolgen. Daß man die Mäuse in Küche und Handkammer fange, verstehe ich, denn der Gedanke, daß sie auf den Karbonaden, die man speisen will, gesessen haben, ist unersprießlich. Warum aber greift man Zimmermäuse an? Sie führen ein von den Mäusen der Küche und der Handkammer abgeteiltes Leben und können niemals dorthin gelangen, da sie tagsüber nicht ausgehen und in der Nacht bekanntlich alle Türen im Hause geschlossen sind.

Es mochte gegen zwei Uhr sein, als ich sie hörte. Ich tat sogleich, als wäre mir etwas in die Kehle gekommen, hüstelte, räusperte mich immer wieder und zischte andauernd. Aber nichts half. Ein metallenes klingendes Anschlag, und sie war gefangen. Und nun lief sie ganz verzweifelt im Käfig hin und her.

Man kann sich leicht vorstellen, wie peinlich es mir war, das redliche Tier in einer solchen Situation zu wissen. Und nach einer kleinen, halben Stunde der Ueberlegung beschloß ich, in der Frühe des Morgens auf die Tochter des Portiers einzuwirken.

Wodurch aber erreicht man das in diesem Fall in seiner Art Ungewöhnliche, daß eine Portiertochter eine Maus nicht töte? Womit beschenkt man sie? Mit einem Kanarienvogel? Einer Rüsche? Einem Haarfärbemittel? Ich entschied mich für eine Tafel Schokolade, die sich zufällig in meinem Besitz befand.

Ich war pünktlich angezogen, als die Maus um sieben Uhr von der Aufwärterin abgeholt wurde. Ich schlich ihr unbemerkt nach und versteckte mich im Torweg. Kaum war die Aufwärterin aus der Wohnung des Portiers heraus, so trat ich ein, gerade als die junge Dame die Falle in der Hand hielt und die Gefangene beobachtete.

Ohne Einleitung sagte ich: Mein liebes Fräulein, ich gestatte mir, Ihnen eine Tafel Schokolade zu verehren. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie das kleine Tier leben lassen wollten.

— Das Mäuschen? fragte sie freundlich und schon hatte sie die Fallentür geöffnet und meine Maus sprang zum Portierfenster hinaus und eilte in großen Sätzen wieder nach Hause.

— Einer Maus tue ich niemals etwas zu Leide, sagte sie einfach.

— Nicht? Das muß ich loben. Das gefällt mir. Ein sehr vernünftiger Standpunkt.

Aber ich wurde doch recht nachdenklich. Und nach einigem Zögern fragte ich sie: Wie aber wollen Sie es erklären, mein liebes Fräulein, daß angenommen wird, daß gerade Sie Mäuse zu töten pflegen?

— Diese Meinung stammt aus alter Zeit, erwiderte sie mit leicht verhaltener Schelmerei.

— Wie das? Aus welcher?

— Aus der Bolschewistenzeit. Und mit einem allerliebsten Grübchen lächelnd erzählte sie: Mein

Schwager war damals junger Mensch in einer Wurstfabrik und ich bekam eine Kerenka für drei Stück.

Tempi passati! rief ich mit Heiterkeit. — Es ist jetzt doch besser, sowohl für Menschen wie für Mäuse.

— Das ist es, das ist es, bestätigte sie, während sie mich zur Tür geleitete und ihre Schokolade zu verzehren begann.



Frühjahrsleuchten.

Alles geht noch winterlich gekleidet, doch einige Herren haben ihre gefütterten Handschuhe bereits abgelegt und die hell waschbaren sind erschienen. In bezug auf die Damen, so hört man ja, daß die Röcke hinten etwas länger werden sollen. Aber wer weiß es. Dieses Geschlecht ist so konservativ. Man bemerkt das namentlich in ihrem Verhältnis zum Lippenstift, den sie sich vor langen Jahren ausgedacht haben und der noch heute so ungemein beliebt bei ihnen ist.

Ich sitze im Tram und mir gegenüber lehnt eine recht junge Dame mit solchen roten Lippen.

Plötzlich richtet sie ihren Oberkörper ein wenig auf, fördert die Installation aus einer ihrer Taschen, stößt eine Puderwolke aus, balanciert den Spiegel, schnappt urweltlich unheimlich mit dem Kinn, wippt mit den Augenbrauen und beginnt zum übrigen, dazu die Lippen aufs neue zu bemalen. Als sie fertig ist, schaut sie mich mit großen freundlichen, unendlich zufriedenen Augen an.

Was ist das? Wieso betrifft es mich? Was habe ich damit zu schaffen?

Da aber durchblitzt mich mit einem Ruck der Gedanke: Wie wäre es, wenn ich als Mann etwas Aehnliches täte? Desgleichen gerade hier am Ort eine Veränderung an meiner äußeren Person vornehmen würde? Wie wäre es beispielsweise, wenn ich meinen Hut bescheiden in den Schoß legte, eine Schere aus meinem Mantel herauszöge und mir die Haare schnitte? Halbkurz. Wenn es vorüber, würde ich nun meinerseits die Dame anblicken, sanft, aber hochgemut und mit einer gewissen Glückverheißung im Aufschlag des Blickes. Ich habe die Seele des modernen Weibes noch nicht gänzlich ergründet, aber vielleicht ist es eine solche stumme graziöse Zwiesprache, die ersehnt wird.

Gespräch mit den Hundefängern.

Ich trat auf die am Waldessaum Rastenden zu und sagte: „Es ist mir sehr angenehm, Sie in diesem entfernten Revier begrüßen zu können. Wie geht es Ihnen?“

„Ich danke, man lebt“, erwiderte der Jüngere von den beiden. Er hatte ein braunes Jackett über grauen Hosen, ein offenes, frisches Gesicht und rauchte gemächlich. aber mit tiefen Zügen. Sein älterer Kollege neben ihm trug ein blaues Hemd und einen leicht melierten Henriquate. Er äußerte sich nicht.

Ich wies auf das Gefährt mit dem leeren Käfig und meinte: „Kein Fang gerade in diesen Tagen, in denen wir doch unter das Zeichen der Canicularität gestellt sind? Sollte eine ältere Dame Ihre Wege passiert haben?“

„Nicht doch“, gab man mir zur Antwort, und wieder war es der Jüngere von ihnen, der redete, wie denn sein Genosse in einem andauernden Schweigen verharrte.

„Nicht doch“, wiederholte er, „unsere Tätigkeit verläuft keineswegs überall so resultatlos. Aber Assern bietet nun einmal kein günstiges Areal für die Ausübung unseres Berufes. Die Linien sind so überaus sandig, der Wald neben dem Prospekt ist hümpelig und bei feuchtem Wetter glitschrig und die Tiere selbst erscheinen in diesem Bezirk ganz hervorragend scheu. Sie treten in einer Weise beeilt auf, daß es fast unmöglich ist, ihrer habhaft zu werden. Und doch versuchen wir immer von neuem auch hierorts unser Glück. In Dubbeln, Majorenhof, Edinburg sind heuer ansehnliche Fänge zu erzielen.“

„Sie sind also sehr beschäftigt?“

„Ungemein beschäftigt. Urteilen Sie selbst! Wir sind bekanntlich der größte Badeort der Welt, nämlich achtzehn Werst lang und durchschnittlich etwa anderthalb Werst breit. Für eine solche Strecke müßten ganz andere Gruppen gewonnen werden. Wir sind zu wenige, als daß wir wirklich bedeutende Erfolge aufzuweisen in die Lage kämen.“

„Der Mangel an Konkurrenz wird nicht immer unangenehm empfunden,“ warf ich ein.

Er überlegte während einer kleinen halben Minute und meinte dann: „Das gewiß, aber in unserem Fall ist er doch mit einer außerordentlichen Ueberbürdung verknüpft.“

„Aber da Sie doch auf Tantiemen arbeiten“, nahm ich wieder das Wort, „so müßten solche um so reichlicher ausfallen.“

„Danke, das geht ja so einigermaßen“, gab er zu. „Und doch war es vor dem Kriege eine ganz andere Sache!“

„Ja, der Krieg, der große Zerstörer“, nickte ich ihm zu und wir blickten uns verständnisvoll an.

„Neuerdings“, begann er wieder nach einem kurzen Schweigen des Ueberganges, „neuerdings ist das Feld unserer Tätigkeit in peinlichster Weise erweitert worden. Man hat uns dazu verpflichtet, die Käfige nach den Ausfahrten zu reinigen, was früher anderen Personen oblag. Wie unangenehm das für uns sein muß, können Sie sich jedenfalls denken, da Sie ja wissen werden, wie unfein Tiere sind.“

„Ich weiß es und bedaure es lebhaft in Ihrem Interesse,“ lautete meine Erwiderung.

Plötzlich sprangen beide auf und machten sich parat.

In einiger Entfernung stand ein schwarzer Pudel ohne Maulkorb.

Er guckte zu uns hinüber.

Aber wirklich, es kam eine höhere Witterung über ihn, mit einem schreckhaften Ruck wendete er, kniff den Schwanz ein und flog in mächtigen Sprüngen in den Wald.

„Wie schon in Assern“, sagte der mit dem Henriquate resigniert. Er beschränkte sich auf diese eine Bemerkung.

Die Stunde der Trennung schlug.

Sie verabschiedeten sich und das Gefährt mit dem leeren Käfig setzte sich trübsinning wackelnd in Bewegung.

Nach einigen Sekunden rief ich ihnen den alt-sportlichen Professionalgruß nach: „Gut Mops!“

Sie dankten mit kleinen Komplimenten.



Die Erbse.

Der geordnete Mensch führt allerdings das geruhigere Leben und genießt also mehr Glückseligkeit: eben weil es für ihn weniger Probleme gibt. Aber die mehr heroischen Züge eignen dem unordentlichen Menschen. Das macht, er liegt in einem ewigen Kampf mit den Dingen, die alle danach trachten, ihn auf geheimnisvolle Weise gänzlich zu verlassen.

Das stete Gerüstet- und Inbereitschaftsein verleiht dem Unordentlichen das Gepräge einer gestählten Geistigkeit, und man wird finden, daß er einen lebhafteren Blick und sehr oft auch eine höhere Stirn hat als derjenige, der immer alles katalogisch numeriert zur Hand verwahrt. Im Kampf mit dem Objekt hat der Unordentliche Gelegenheit, sehr wertvolle Eigenschaften zu entwickeln. Mit feldherrnmäßigem Ueberblick wird er nichts aus dem Auge lassen. Er wird wichtige Papiere, Dokumente, Bücher, nicht etwa verschließen, denn abgesehen davon, daß die Schlüssel oft ihre eigenen Wege gehen, so würde das solcher Art Behütete aus seinen Schubladen eben doch entschwinden. Sondern er behält alles vor sich, er begreift alles Wichtige und Wesentliche unter dem täglich kontrollierenden Blick zusammen und läßt es gerade da stehen, wo es durch eine Fügung des Schicksals einmal hingera-ten ist, ohne es besser wissen zu wollen.

Wenn sich die Dinge einmal gruppiert haben, so gehen sie eine mystische Verbindung miteinander ein, die nicht gestört werden darf. Man wird finden, daß Gegenstände dauernd und konservativ sind, wenn man sie oft und liebevoll ansieht.

Auf meinem großen Schreibtisch ist längst eine kleine Erbse erschienen, niedergelegt von unbekanntem Mächten. Sie existiert bestimmt und ernsthaft auf

ihrem Platz. Von drei Seiten schützen sie die Wände von Büchern, Manuskripten, Broschüren, von meinem Stuhl habe ich den vollen Ausblick auf sie. Ihr winziger, trockener, wohlgerundeter Körper pflegt Beziehungen zu den mannigfachen Gegenständen im Raum und alle halten eine genaue Entfernung zu ihr ein und beobachten zu ihr ein stummes Verhältnis. Ich kenne die Folge der Kopfbewegungen, die ich zu machen habe, wenn ich von ihr wegsehe, um mich davon zu überzeugen, ob auf dem Tisch die einzeln placierten zehn Bände über Beethoven, die beiden Biographien über Mussorgski, die Kunstzeitschriften, die Programme, die durch den Weltkrieg entwerteten Pfandbriefe, die drei Papiermesser und einige zuweilen nötige Dokumente auch noch wirklich am rechten Ort und da sind. Ja, die Person der Erbse strahlt sogar über den Schreibtisch hinaus, bis zur Kommode, wo die mächtigen versilberten Bleileuchter stehen; es werden hier Zusammenhänge gesponnen, und ich liebe es, meine Augen zwischen dem stumpfbraunen Kügelchen und den beiden riesigen Säulen hin und her zu führen. Kommt die Sonne ins Zimmer, so spiegelt sich die Erbse in meinem großen gläsernen Tintenfaß, das seit zwölf Jahren leer steht. Man schreibt ja neuerdings mit der Bleifeder.



Seelenhoheit eines Tramkontrolleurs.

Im Süden, ja, da lassen sich die Leute ihre Zähne auf der Straße ziehen; aber der Nordländer bedarf eines Entschlusses, ehe er jemanden um Feuer anspricht.

In den Mittelpunkt einer Szene zu geraten, ist einem Nordmenschen gräßlich. Und doch stoßen Uebereilung, Mangel an Philosophie, lächerliches Gerechtigkeitsgefühl auch das hyperboräisch postierte Individuum hier und da in öffentliches dramatisches Gewoge mit Chor.

Der Tram beispielsweise ist eine Bühne für so etwas.

Ich fuhr mit einem kleinen, nicht billettspflichtigen Kinde in einem ziemlich leeren Anhängewagen, und das Kind saß neben mir. Der Schaffner verlangte ein Extrabillett, weil es sich doch auf einem besonderen Platz befände. Ich sagte, es wäre genug Raum vorhanden: sollte der Wagen sich füllen, so werde das Kind stehen oder auf meinem Schoß sitzen.

Ich war unzweifelhaft im Recht, auf dem zu beharren ich namentlich durch das mimische Verhalten des Chores bestärkt wurde. Die neun Personen, die mit mir im Wagen saßen, schauten alle ganz ebenmäßig so aus, als wären sie der Ansicht, das Kind dürfe auf Zeit seinen Platz haben wo beliebig, ohne zu bezahlen.

Der Schaffner jedoch erfüllte sein Beamtenorgan mit Gekrächze, und es erwies sich, daß in seiner Person das hämisch subalterne Buchstabenverliebe mit den Sonoritäten des Holzhackertums eine Verbindung eingegangen war.

Es gab ein Wortgefecht, bei welchem ich hin und wieder aus dem mir beifällig gesinnten, leise murmelnden Chor einige Kraft sog.

Hin und her tobte der Kampf.

Da betrat ein Kontrolleur den Wagen.

Er war gut gewachsen und hatte ein ernstes, etwas in sich gekehrtes Gesicht. Es war nichts an ihm auffällig.

Und doch war dieser Mann einzigartig unter Hunderttausenden von Kontrolleuren auf der ganzen Welt, und es wird niemals wieder seinesgleichen geboren werden.

Wie hätte ich ahnen können, als ich mich auf diesen Streit einließ, daß in seinem Verlauf jemand auftreten werde, der das Höchste an weltmännischer Lebensweisheit zu offenbaren in der Lage war.

Der greuliche Schaffner wollte ihm sogleich die Geschichte erzählen, er aber verwies ihn mit einem prachtvollen Blick aus seinen dunklen Augen zur Ruhe und prüfte zuerst die Billettschnipsel der Passagiere.

Hierbei ließ er sich die Sache vortragen, wobei er den aufgeregt polternden Schaffner mit einem Ausdruck des Ekels und des seelischen Leidens beobachtete.

Dann wandte er sich halbwärts zu mir, aber er sah mich nicht eigentlich wirklich an, sondern betrübt und nachdenklich gewissermaßen an mir vorbei.

Ich wollte etwas sagen, aber scheinbar auf das peinlichste von dieser Aussicht berührt, gab er mit einer beredten Geste zu verstehen, ich möge lieber schweigen.

Er stand mitten im Wagen, ansehnlich hoch, aber das Haupt wie von einem leisen Kummer gebeugt.

Und dann begab sich das Unerhörte.

Er senkte die Hand in die Tasche, holte eine Münze hervor, gab sie dem Schaffner und sprach

ganz leise mit einem Tonfall grenzenloser Resignation, eisigen Ernstes und vollkommener Menschenverachtung: „Hier ist Geld für ein zweites Billett.“

Das ganz minderwertige Hirn des Schaffners vermochte das Ereignis nicht zu erfassen, dumm und unrasiert glotzte er seinem Vorgesetzten nach, der sich rasch entfernte.

Dann besah er das Geldstück. Es war ein Zehner. Und nun holte er seinerseits nach einigem Nachdenken drei Kupferlinge aus seiner Tasche und versuchte sie mir einzuhändigen!

Ich aber fühlte mich erstarren vom Haupthaar bis an die Zehenspitzen. Mir war, als risse der Boden unter meinen Füßen einen Schlund auf und ich käme in ein taumeliges Gleiten.

Wie um mich auf der Oberfläche zu halten, spähte ich mit kläglicher Angst nach dem Chor.

Der war wie ausgewechselt. Alle Herzen waren dem Kontrolleur zugeflogen. Man fühlte sich mir gänzlich überlegen. Kein Hauch mehr von einer Sympathie für mich zu entdecken. Kühl und abweisend sah man Löcher in die Luft, nach rechts, nach links, nach oben, nach unten.

Aber meine Pein sollte nicht dauern. Wir waren am Markt, ein Riesenweib stieg ein mit zwölf Dorschen unter dem Arm, von denen fünf entglitten und einen am anderen Ende des Wagens sitzenden, sehr kleinen Zollbeamten überkullerten. Ich atmete auf.

Mein Stück war aus, ein neues begann.

Geschrei ertönte. Der Schaffner sprang hin.

Der Chor gruppierte sich zu einer neuen Position.



Gesundheitspflege im hohen Norden.

Ich bemerkte, als ich mich im Spiegel betrachtete, eine auffallende Blässe des Gesichts und Fahlheit des Blicks.

Sogleich ließ ich einen bedeutenden Arzt kommen. Er umklopfte mich gewissenhaft und erklärte: „Sie müssen mehr an die Luft. Gehen Sie spazieren?“

„Niemals“, erwiderte ich. „Auf unseren Trottoiren ist das nicht möglich. Aber vielleicht geben Sie mir einen Zettel für Nizza. Dort kann man stundenlang promenieren.“

„Die Verwaltung unserer Krankenkasse setzt sich leider aus einer Gruppe prominenter Kirchturmspolitiker zusammen“, meinte er leise und vorsichtig. „Sie lieben es nicht einmal, wenn man nach Kemmern fährt.“

Wir dachten nach.

Dann sagte er: „Immerhin, Sie besitzen, wie ich gesehen habe, einen Stock mit metallener Spitze. Stoßen Sie kräftig zu, behalten Sie den nächsten Schritt fest im Auge, Gott wird weiter helfen.“

Das wäre bequem für die Aerzte, überlegte ich mir, als er mich verlassen hatte.

Hierauf schlich ich, wie ich es gewohnt bin, mich mit meinem Stabe orientierend, die beiden Häuser entlang, die ich täglich passieren muß, bis zu einer der Magistralen, wo ich den Tram zu besteigen pflege.

Also nicht mehr mit dem Tram fahren. Zu Fuß in die Stadt.

Ich überblickte den weiten Weg, der gletscherig, verbault und zackig drohend vor mir lag. Hin und wieder krachten mächtige Lawinen auf ihn herab. Und gerade flog Glatteis aus den Himmelsgewölben

nieder. Denn es ist nicht so, wie die Gelehrten sagen, daß es sich „bildet“. Wenigstens nicht in der Peripherie, wo es immer schon fertig ankommt.

Ein Hausknecht versuchte in drolliger Weise der Naturereignisse Herr zu werden, indem er Körner eines gelben Sandes mit den Spitzen seiner Finger zerrieb und zuweilen fallen ließ.

Ich gab mir einen Ruck und tat einige Schritte, um die Straße zu überqueren. Beinahe hätte ich die Höhe des Fahrdammes erreicht, jedoch ein jäher Sturz schleuderte mich zurück.

Ich stellte mich wieder hin und blieb längere Zeit hochaufgerichtet auf meinem Platz. Man genießt auch so die empfohlene frische Luft, dachte ich.

Aber dann kamen mir Zweifel. War das auch das Richtige? Unserer mißtrauischen Zeit kann ein Mann, der unbeschäftigt dasteht, leicht verdächtig erscheinen. Und gerade auch die Bombisten pflegen mit scheinbarer Ruhe eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Am besten wäre es vielleicht, die Uniform eines Dienstmannes anzulegen. Man kauft sich eine kleine Bank dazu und setzt sich dann in irgend eine Ecke. Das kann niemandem auffallen.

Doch schien ein solches Unternehmen kostspielig und kompliziert, und noch einmal meine Kräfte sammelnd und mit dem Eispickel ausholend, ging ich weiter. Es gelang mir, die nächste Ecke zu erreichen, wo ich einen schönen Erfolg zu verzeichnen hatte. Ein Herr kam aus der Seitenstraße, gewahrte mich zu spät, geriet, um mir auszuweichen, ins Schwanken und glitt einen kleinen verkrusteten Schmutzabhang hinab. Dumpf schlug sein Leib gegen einen Zeitungskiosk. Ich blieb unbeteiligt.

Meine Energie auf das höchste anspannend tastete ich wiederum bis zur nächsten Ecke. Auf diese

Weise kam ich um den ganzen Block herum, in dem mein Haus gelegen ist. Ich fiel nicht mehr, mußte aber in aufregender Weise springen, glitschen und meinen Körper an Zäune pressen und ein unerhörtes Maß an Geistesgegenwart entwickeln.

Als ich in meinem total durchnäßten Paletot wieder zu Hause war und in meinen Spiegel blickte, konnte ich einen kleinen Jubelschrei kaum unterdrücken. Welche Metamorphose. Die erlittenen Aengste hatten mir einen wunderbar rosigen Teint verliehen. Aus meinen Augen war alles Glasige, Fahle gewichen und der Kampf mit einer fürchterlichen Natur hatte eine wahrhaft stählerne Leuchtkraft in meinen Blick eingesenkt.

„Wir sind genesen“, rief ich meinem Spiegelbilde zu. Worauf ich mich befriedigt an meinen Schreibtisch setzte.



Eine Fee erscheint.

Ich war in einem silbernen Automobil über die Savoyer Alpen und eine Reihe von Schrebergärten direkt in mein Bett gefahren. Da bemerkte ich plötzlich eine Fee. Sie mußte, ohne daß es zu sehen gewesen, mit mir zusammen ins Zimmer geflogen sein. Nun saß sie auf meiner Kommode und ließ nach Feenart ihre hellen freundlichen Beine über die Schubladen hängen. Wir schwiegen.

„Ich habe“, begann sie nach einer Weile und ein Leuchten ging von ihr aus, „ich habe Ersparnisse gemacht.“

„Mein Fräulein, das zu hören, ist mir angenehm“, erwiderte ich.

„Jawohl, und ich gedenke diese Summen zum Besten der Rigenser zu verwenden.“

„Das verdient Bewunderung. Wieviel ist es?“

„Es sind achthundertvierzig Millionen Lat“, sagte sie mit einem magischen Glitzern über der Stirn.

„Damit läßt sich etwas anfangen. Für den Markt ist ja nun schon gesorgt. Jedoch fehlt es bekanntlich an Brücken über die Düna und an einer elektrischen Bahn an den Strand.“

Ihre Augen funkelten azuren liebliche Abwehr und ich hielt inne.

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen“, sagte sie mit melodischer Bestimmtheit, „daß ich Ihnen, und nicht einem Stadtverordneten erschienen bin. Denn praktische Gesichtspunkte lehne ich ab. Ich bin eine wissende Fee und es ist mir bekannt, daß die Menschen durch nichts mehr gelangweilt werden, als durch Veränderungen in der Kommunikation, gemeinnützige Bestrebungen oder gar Volkswohlfahrt. Ich wünsche Glück zu spenden.“

„Das ist“, sagte ich, vollkommen überzeugt von ihrer höheren Einsicht, „ein Standpunkt, dem ich insgeheim immer zugeneigt gewesen bin, den zu vertreten es mir aber bisher an Mut gefehlt hat. Sie als Fee haben das Richtige getroffen. Wie wäre es, wenn man die ganze Summe einfach unter die Rigenser verteilte? Die Rigenser haben es zurzeit sehr knapp, worüber Bedauerliches gemeldet werden kann. Aufsehen hat es erregt, daß ein angesehenener Mitbürger, den man um eine Spende für den Theaterverein anging, erst nach längerem Zögern 20 Santim überreichte.“

Die Fee überlegte und sprach dann: „Und doch ist mir derartiges zu trivial, es ist mir zu roh, zu wenig differenziert. Auch werden einige zu thesaurieren anfangen, und das liebe ich nicht. Ich wünsche Feiertägliches, Ueberraschendes, das Seltene. Es gibt, mein Herr, Glück nur im Exzentrischen.“

„Wählen wir also“, sprach ich, enthusiastisch von ihrer Weisheit, „wählen wir das Bizarre. Rüsten wir Expeditionen aus. Kaufen wir Ozeandampfer. Sammeln wir Antilopen. Verfrachten wir diese merkwürdigen Tiere und landen wir die Flotte in Mühlgraben. In dunkler Nacht öffnen wir die Käfige und am frühen Morgen durchschwärmen Tausende und aber Tausende von Antilopen die Straßen Rigas. Bedenken Sie, mein Fräulein, das Entzücken der Kinder, den Kummer der Behörden.“

„Meinen Sie wohl“, fragte sie zweifelnd, „daß durch die Ausschüttung einer noch so großen Menge von Antilopen auch Erwachsene restlos zu beglücken wären?“

Ich fühlte ihre herrlichen gütigen Augen auf mich gerichtet, ich glaubte zu ahnen und mich durchblitzte außergewöhnlicher Mut. Mit wachsen-

der Erregung flüsterte ich: „Warum in die Ferne schweifen? Das Gute liegt so nah. Geben Sie mir das Geld, mein liebes Fräulein, geben Sie mir die achthundertvierzig Millionen Lat. Ich habe wahrhaft Bedürfnisse. Ich werde damit fertig werden. Ist das Glück eines Einzelnen nicht unendlich viel mehr als das Behagen Vieler?“

Ihr holdseliges Lippenpaar wisperte Gewährung, sie griff süß lächelnd nach ihrem Busen und entnahm demselben einen rosa Scheck. Während sie ihn mir überreichte, zog jemand die Gardine auf und das rosa Papier erblaßte. Ich hielt es in der bebenden Hand, ohne lesen zu können.

„Bitte zu unterschreiben, es ist die Gasrechnung“, sagte die Aufwärterin mit katarrhalisch bedeckter Stimme.



Tödliche Schablone.

Die unser Leben verwaltenden Behörden sind immer von neuem bestrebt, ihr Wissen zu erweitern und nehmen jede Gelegenheit wahr, Erkundigungen einzuziehen. Als sich meine Aufwärterin ein Bein brach, wurde sofort von drei Instanzen brieflich bei mir angefragt, wo ich geboren sei. Soll die Mietsteuer bezahlt werden, so hat man vor allen Dingen das Alter des Kinderfräuleins anzugeben, wonach dann vermutlich die Höhe der Summe bemessen wird. Bei der Kranken- und Unfallversicherung wird den Stiefverhältnissen der Kinder und Kindeskinde eifrig nachgespürt und man sucht in dieser Beziehung Klarheit zu gewinnen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Statistik bedeutsame Resultate gezeitigt hat. Und da wir ja Gott sein Dank keinen Mangel an Beamten haben und unsere Papierindustrie gefördert werden soll, so könnten die Fragen noch allgemeiner gehalten und die Formulare vergrößert werden. Schon Goethe hat darauf hingewiesen, daß das volle Menschenleben interessant sei, wo man es auch anpackt, und gewiß ist das Persönlichste immer das Wichtige. Jawohl, es wäre gut und nützlich, wenn unsere aufmerksamen Behörden immer über alles genau Bescheid wüßten. Wobei anzumerken ist, daß auch gerade die kleinen Züge bestens geeignet sein können, zutreffende Charakterbilder zu liefern. Ich möchte daher auch intimere Fragen, wie etwa die folgenden nicht ausgeschaltet wissen: Welchen Einfluß übt der Barometerstand auf Ihren Appetit aus? — Haben oder hatten Sie Würmer und wann, wo, wieviele, seit wann? — Wurden Ihre Großmütter ehelich geboren oder auf andere Weise?

Bedingung ist natürlich Diskretion der Beamten. Alle Mitteilungen bleiben geheim. Das soll auch strengstens gelten hinsichtlich der Altersangaben. Namentlich besitzen die Damen ein Recht darauf, zu verlangen, daß ihr Alter unter gar keinen Umständen von den behördlich Angestellten ausgeplaudert werde.

Und jetzt muß ich das schauerhafte Vorkommnis erzählen, das sich mit Herrn K. abgespielt hat.

Herr K. in den besten Jahren und seine nicht mehr ganz jugendliche Braut, Fräulein L., lebten Haus an Haus in der Turgenewstrasse und sparten für die bevorstehende Hochzeit. Als Herrn K. gelegentlich gewisse Zweifel hinsichtlich des Alters seiner Verlobten befielen, wendete er sich an einen seiner Freunde, der in der Steuerverwaltung beschäftigt war, und bat ihn, doch einmal nachzusehen. Es traf sich nun, daß dieser Freund gerade zu demjenigen Stabe der Beamten gehörte, der in den zehn Jahren seit der Gründung Lettlands einzig und allein damit beschäftigt ist, die beiden ganz gleichen Ziffern zu addieren, welche zusammen die Steuer-summe eines jeden ausmachen. (Bekanntlich zahlt man immer die eine genaue Hälfte an den Staat, die andere genaue Hälfte an die Stadt Riga.) Die gewissermaßen logische Folge eines während eines Dazenniums absolut gleichmäßig geübten Dienstes war es jetzt, daß dieser Beamte, nachdem er festgestellt hatte, daß Fräulein L. ein Alter von 36 Jahren habe, seiner Gewohnheit nachgehend und ganz mechanisch eine zweite 36 unter die erste hinschrieb und die beiden Zahlen addierte. Herrn K. wurde dann ein Blankett übermittelt, nach dessen Ziffernwortlaut er glauben mußte, seine Braut sei 72 Jahre alt.

Herr K. sah sich zur Annahme gezwungen, daß die relative Jugendlichkeit seiner Verlobten ein Produkt fabelhaft kosmetischer Mittel, unerhört kühner Eingriffe Steinachs und unbegreiflicher Korsettpanzerungen sei. Bei dieser Entdeckung von einem furchtbaren Entsetzen gepackt, erreichte er mit zwei grotesken Sprüngen seine Kommode, ergriff seinen dort liegenden Revolver und beschloß mit einem wohlgezielten Schuß in die rechte Herzkammer ein Leben, das den Wert für ihn verloren hatte. Fräulein L. wurde allgemein bedauert und der Beamte strafversetzt nach Schrunden.



Löbliche Strumpfordnung.

Man wird gut behütet, wenn man seit Jahrzehnten am selben Ort lebt. Die Oeffentlichkeit wacht über einem und man ist der Gegenstand ihrer Sorgfalt. Sie überweht einen mit dem Odem einer diskreten, aber doch ganz bestimmten Aufmerksamkeit und sie ist allgegenwärtig mit ihrem zarten und genau bemessenen Wohlwollen.

Daß man in irgendeinem Punkt von der Linie abweiche, die einem von der Vorsehung gezogen, liebt sie nicht. Gar nicht.

Einmal noch in meinem Leben, und bereits durchaus in reiferem Alter stehend, wollte ich die geschlossenen Kreise durchbrechen und auf die eigene Kraft bauen. Ueber die mir gesteckten Grenzen hinaus wagte ich das Persönliche. Strebte aus meiner Sphäre in höheren Bezirk. Aber meine Flügel trugen nicht. Und mit weiser und leiser Hand schob mich das Schicksal in Gestalt des würdigen Prinzipals eines Modewarengeschäfts wieder an meinen Platz.

Das folgende also begab sich.

Von Jugend an bin ich bestens befreundet mit einer Person, die Johannes Chromhold genannt sei. Chromhold ist im Bürgerlichen noch andauernder gewesen als ich, und in schöner Assiette.

Als wir in Assern badeten, bemerkte ich, daß er Socken trug, die schwarz waren, das solid Verdichtete mit dem Leichten elegant verbanden, in jeder Beziehung einen sympathischen Eindruck machten und sich außerdem besonders angenehm knisterig anfühlten. Ich beschloß, mir auch solche anzuschaffen und erfragte die Adresse des Ladens, wobei Chromhold allerdings sogleich

mit Vorsicht und einem Seitenblick anmerkte, ein solches Paar koste 7 Lat.

Ich betrat das betreffende Geschäft und beschrieb den Strumpf, den ich erstrebte. Man brachte einen Karton mit vielen schwarzen, solide und vornehm anmutenden Strümpfen. Aber sie knisterten nicht.

Ich sagte das.

„Etwas rein Aeüßerliches, rein Aeüßerliches,“ entgegnete der Commis. „Hier, ein vortreffliches Exemplar, festmaschig, die beste Ware, doppelte Hacken, zuverlässiges Material.“

„Das schon“, entgegnete ich, „es ist nur, daß sie nicht knistern.“

Ein höherer Commis näherte sich, begrüßte mich respektvoll mit meinem Namen, übersah den Fall und begann seinem Kollegen zu sekundieren. Es wurde ein zweiter Karton mit schwarzen Strümpfen herbeigetragen, der ebenfalls recht Brauchbares und Angenehmes enthielt. Aber all diesen Socken fehlte nun einmal diejenige Eigenschaft, auf die ich es abgesehen hatte. Sie gaben keinen Laut von sich.

Ich legte noch einmal meinen Standpunkt dar. Da wurde ein ganz hoher Commis, vielleicht der Prokurist, auf uns aufmerksam; er eilte herbei und fragte mich und die beiden anderen betroffen unschuldig, sanft und erstaunt: „Was fehlt dem Strumpf?“

Und es begab sich, daß auch der Prinzipal, der treffliche Chef des Hauses, seine Aufmerksamkeit unserer Gruppe zuwendete. Er begrüßte mich mit zuvorkommender Höflichkeit.

Ich sagte: „Ich möchte gern ein Paar dieser schwarzen, stark gewirkten Socken, die, wenn man sie in der Hand rollt, auf eine gewissermaßen kernige Weise ein wenig knirschen oder knistern. Mein

Freund Chromhold hat solche bei Ihnen gekauft.“

Hierauf bemerkte der Chef mit Freundlichkeit: „Der Herr Chromhold? Ja, ja Gewiß. Natürlich, die englischen C. Aber da muß ich doch sagen, daß diese nicht in jeder Beziehung praktisch sind. Sie kosten 7 Lat. Ich würde Ihnen dagegen diese Arbeit hier empfehlen, feinfädig, gedoppelt, haltbar und hinsichtlich des Preises —“

„Wieso sind denn die anderen nicht praktisch?“ unterbrach ich ihn.

„Es ist“, erklärte der Prinzipal mit verbindlichster Gelassenheit, „es ist, daß sie sich nur sehr schlecht stopfen lassen.“

Das also war es.

Alle, alle denken sie darüber nach, wer stopfen läßt und wer nicht.

Und während ich in eine verschüchterte Haltung geriet, bestimmte der Prinzipal mit einem königlich kaufmännischen Wink: „Geben Sie von den starken D.“

Und sich zu mir wendend: „Sie kosten eigentlich 4 Lat. Wir berechnen Ihnen zwei Paar zu 7. So haben Sie das Doppelte zu demselben Preis.

Er ging.

Der kleine Schwarm der Untergebenen hatte bereits zu falten, zu wickeln und zu schnüren begonnen.

Mit einem allgemeinen liebenswürdigen Gemurmel wurde ich zur Kasse geleitet. Die Kassiererin drehte den Zählhebel köstlich prompt und rief mit einem innigen Akzent: „Danke“.

Der Türpikkolo verbeugte sich ehrfurchtsvoll, als ich mich entfernte.

Aber was lag an alledem. Sie werden mir niemals solche geben, die knistern und ein wenig knirschen. Mir nicht.

Mehr Boccherini.

Organisationen läutern unsere städtische Natur. Die Bestrebung ist beliebt und die Bildung wird bemerklich.

Der Fremde betritt einen unserer Gärten, ergeht sich in der Knospenwelt, beobachtet das zackige und doch so milde Gleiten der Schmetterlinge, lauscht dem zärtlich-heftigen Getöse des fröhlichen Luftgeziefers und wünscht, angeregt von der Jahreszeit, etwas Kühles zu trinken. Er nähert sich also der Glasveranda, wo Derartiges gewiß anzutreffen sein wird. Jedoch er entdeckt alsbald zu seinem Erstauen, daß er eine Bibliothek betreten habe, denn statt einer Himbeerlimonade bietet man ihm den Herodot an.

Die Organisationen wünschen nämlich, daß der Mensch im Frühling lese, nicht aber in der Art seiner undisziplinierten Ahnen Genußmittel zu sich nehme. So steht denn in einem unserer schönsten Gärten nunmehr die Wohlfahrt in langen Bücherreihen befestigt da, und weil unsere Erzieher es richtig finden, daß die Lektüre im Promenieren stattfindet, ist auch eine Anzahl von Bänken aus diesem Garten entfernt worden. Die hohe Allee hier wird, der Vergleich ist kühn, ja überkühn und seltsam dabei, und doch wage ich ihn, die hohe Allee hier wird also, sage ich, die Wiege einer kommenden neuen Schule von peripathetischen Philosophen werden. Sie überredet, sie ladet ein zu einem athenisch würdigen Schritt von gesenkter Nachdenklichkeit. Das Buch in den Händen der in ihre Lektion Vertieften wird durch die hohen Baumkronen geadelt und die den Prinzipien unserer Schöneinrichtungen Nachlebenden haben nur darauf zu achten, daß sie bei solchen gelehrten Er-

gehungen in einer göttlichen Atmosphäre nicht etwa mit ihren täglich weitere Horizonte umfassenden Köpfen aneinanderprallen und sich so einen bedauernswürdigen Schaden zufügen.

Uebrigens steht es dem Besucher des Gartens frei, sich um das Haus mit den Büchern nicht zu bekümmern. Wissenschaften sind milde und nicht aufdringlich und mit etwas gutem Willen kann man ihnen bequem aus dem Wege gehen. Wenigstens noch in unserer Zeit, die noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, Belehrungen durch Lautsprecher über den Erdball rollen zu lassen. Ernstlicher werden wir betroffen durch die Vorliebe unserer Organisationen für Musik, dieser hehren, herrlichen Kunst, vor der das Getier befremdet verstummt und der Mensch erschauernd in die Knie bricht.

In unseren Gärten schweigen die Vögel und reden die Trompeten. Denn unseren seelischen Führern erscheint das Grün des Rasens, die Pracht der Blumen als ein Teppich, das Gewölbe des Himmels als ein Futteral für Musik. Großes Orchester wird als eine unserem Norden besonders zukommende Gattung gepflegt.

Oft, es muß gesagt werden, hat man gar zu sehr die schwerwuchtenden Symphonien berücksichtigt, ohne dabei zu bedenken, daß der Thorensberger ja mit Weib und Kind die Konzerte im Arkadiapark zu besuchen pflegt. Es konnte hierbei beobachtet werden, daß die Säuglinge bei allzu gewaltigen Manifestationen der heroischen Kompositionsart Beethovens in ihren Wägelchen lebhaft aufschrecken, beispielsweise durch den Eintritt des plötzlichen machtvollen C-dur-Klanges im Finale der Fünften Symphonie gänzlich aus der Fassung gebracht werden und laut und geängstet zu schreien beginnen. Wer

Freud gelesen hat, weiß, daß unerwartete Überraschungen imstande sein können, Verdrängungen hervorzurufen, wie sie einem so jugendlichen Alter keineswegs angemessen sind.

Vielleicht bedeutet das Geschrei des Säuglings den Protest der Natur gegen das Tempo unserer Zeit. Verlassen wir uns jedoch nicht auf die ewige Vernunft in der Natur, tun wir das unsere, um das Kleinkind vor zu heftigen Kunsteindrücken auszuwachen und so sei den Programmen der Gartenkonzerte ein leichter Stil angewünscht. Mehr Bockerini im Interesse einer gesunden und leistungsfähigen Nachkommenschaft.



Probleme.

Ich habe neuerdings an Kühnheit gewonnen und fahre nicht, wie es meinen Jahren angemessen wäre, mit dem Tram, sondern mit dem Autobus. Ich bin nicht etwa in der Art meiner banalen Zeitgenossen an Tempo erkrankt; aber es gibt im Autobus mehr zu sehen. Die Billettschnipselmädchen und die Billettschnipselknaben haben meine Aufmerksamkeit erregt. Ich meine natürlich nicht solche Jungen unter ihnen, die sich niemals rasieren lassen, und solche Fräulein, die, während sie die Auskunft geben, ihre Wangen mit Butterbrot deformieren. Kein Wort von denen. Es gibt gefälligere Erscheinungen in der Knipswelt.

Ich beobachte häufig am Ende der Waldparklinie einen jungen Mann von angenehmer Haltung, welcher, was in unseren Breitengraden nicht genug gerühmt werden kann, ein wirkliches Profil besitzt, und ein junges Mädchen, das kluge, hellbraune Augen hat, und eine Gestalt, die nicht sackt. Außer solchen Besitztümern sind diesen beiden liebenswürdigen Individuen Armbanduhren eigentümlich, welche miteinander zu vergleichen ihnen Freude macht, wobei sie sich von der gänzlichen Uebereinstimmung der Instrumente überzeugen. Kaum eine Minute dauert ihr Zusammensein. Denn sie fährt schwarz und er gelb. Eigentlich muß der eine Wagen gerade wieder zur Stadt abgefahren sein, während der andere ankommt. Jedoch sie schmuggeln täglich mehrmals je eine Minute Ausruh in das Jahrhundert des Verkehrs.

Was wird das für Folgen haben? Ich meine nicht für das Jahrhundert, sondern für diese beiden Menschen. Unzweifelhaft werden sie den Wunsch empfinden, etwas näher miteinander bekannt zu wer-

den. Wo, frage ich mich, wird das sein. Vielleicht im Depot? Gibt es aber so etwas für diejenigen vom Autobus? Man hört immerfort nur Tramkondukteure von ihrem Depot reden, wohin sie am Abend immer so gern fahren. Und dennoch muß auch für die Autobusleute ein Depot da sein. Denn wo sollten sie ihre Löhnung empfangen? Die bekanntlich sehr klein ist bei zwölf bis vierzehn Stunden am Tage Fahrenmüssen, nach den Angaben der Zeitungen.

Wie glaubt man, wird sich die Sache gestalten? Man spricht ja allgemein von einem fruchtbaren Jahr. Da werden sie also doch wahrscheinlich ein Kind bekommen. Versteht sich, nachdem sie geheiratet haben. Ich bin beunruhigt, denn ich glaube nicht an Arbeiterschutzgesetze und weiß außerdem, daß alles Schema null und nichtig ist vor dem wirklichen Leben, und daß aus Personen, die bis tief in die Nacht hinein gelb und schwarz aneinander vorüberlassen, niemals eine sinnvolle Familie entstehen kann.

Gern würde ich Genaueres erfahren und mich mit ihnen unterhalten. Aber das geht nicht. Man erinnert sich, wie böse im Weltkriege Frontsoldaten werden konnten, wenn man sie nach ihrem Leben da vorn ausfragte. Im Kampf ums Dasein bin ich für diese beiden durchaus Etappe.

*

Ein jugendlicher Chauffeur und das Fräulein seines Wagens haben in den staubigen Gefilden des Endpunktes bisweilen ihr Picknick. Salami, Milch, es darf sechs Minuten dauern. Keiner steigt in den Autobus, ohne sich zuerst davon überzeugt zu haben, wo sie stecken und daß sie überhaupt da sind. Ein herrenloser Autobus ist nämlich unheimlich.

*

Es spielt sich nicht alles mechanisch ab, es gibt Weiterungen. Zum Beispiel der Fall mit Hunden.

Es steigt jemand mit einem großen schnüffeligen Pudel in den Wagen. Ein Herr erhebt Widerspruch und sagt, es sei verboten und das Autobusfräulein bekommt aus Verlegenheit einen welken Mund, denn sie ist tierlieb. Uebrigens sind das fast alle Rigenser, die mit Beförderungsmitteln hin und her bewegt werden. So raunt denn ein Flüstern der Sympathie für den Pudel auf. Sein Gegner aber spricht mit Ernst: Entweder es ist erlaubt, dann gehe ich. Oder es ist verboten, dann muß er heraus. Das Fräulein ist nun in einer sehr schwierigen Lage, denn es ist ja doch verboten, aber der Pudel hat so etwas Nettes, und alle lieben ihn doch. In qualvollem Nachdenken erhebt sie langsam ihre Hand zum Gesicht und schon vermeinen einige mit Furcht, sie werde, um den rechten Entschluß fassen zu können, genötigt sein, den Zeigefinger in die Nase zu stecken. Jedoch im letzten Moment, es ist der Bruchteil einer Sekunde, siegt ihre gute Erziehung.

Der Pudel aber ging, und mit Bedauern sah man ihn scheiden.



Ruster in der Tertia.

Eigentlich ist Quinta gemeint. Die Schule des Pastors Zink in der Marstallstraße war kein Gymnasium, sondern vorbereitend und unsere Tertia korrespondierte ungefähr mit der Gymnasialquinta. Wir waren im Durchschnitt Vierzehnjährige.

Ja, die Beziehungen zum Alkohol waren also damals völlig andere als sie es heute sind. Es scheint eine Ewigkeit verflossen. Und dabei wird nicht etwa von grauen Urväterzeiten gesprochen, in denen insbesondere die frommen Witwen das Recht hatten, ein starkes Bier zu brauen, sondern von der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Alswann es vorkam, daß Schulknaben in den Zwischenstunden Südweine zu genießen pflegten.

Solches aber nicht etwa gelegentlich und heimlich als Jungenstreich, nein, sondern ganz öffentlich vor den Augen der Lehrer jeden Tag um halb zwölf Uhr in der Frühstückspause.

Wir waren in unserer Klasse nicht weniger als fünf Jungen, die auf ärztliches Anraten je nach Geschmack Tokaier, Marsala, Malaga oder Ruster tranken. Aus schmalen, sogenannten Brustflaschen. Man gab sie uns allerdings nicht gefüllt zur Schule mit, sondern nur halb oder zum Drittel eingegossen, wobei über die Quantität von uns mit Müttern, Vätern, Tanten oft sehr eifrig gestritten wurde. Durch zärtliche Bitten erreichte man gewöhnlich, daß man ungefähr so viel erhielt, wie ein Rotweinglas faßte.

Wir fünf „schwächlichen“ Jungen kamen uns natürlich prachtvoll wichtig vor; wenn die anderen ihre Butterbröte trocken schlingen mußten, speisten wir die unseren, sie reichlich mit erwärmendem Wein beschluckernd. Die Aerzte empfahlen damals unter anderem Chinawein als besonders stär-

kend. Er war allerdings auch ziemlich stark, wie wir mit Befriedigung feststellten, jedoch wurde der bittere Beigeschmack nach Chinarinde störend empfunden. Allmählich brach sich in unserem Kreise der Ruster Bahn. Die guten Eltern und Tanten kauften ihn für uns im Schweinfurthschen Keller querüber dem Schwarzhäupterhaus.

In der Zinkschen Schule unterrichtete damals auch ein alter Lehrer namens Zuccani. Mit dem hatte ich meines Rusters wegen ein kleines Rencontre.

Zuccani war klein, mager, höchst altmodisch zugeknöpft gekleidet, immer in einem langen braunen Rock.

Er sprach niemals und er saß niemals. Er schritt von Reihe zu Reihe und die Jungen mußten das Gelernte hersagen. Eine einzige Redewendung entfuhr ihm bisweilen und die bedeutete gar nichts Gutes. Sie lautete: „Ei, warum nicht gar?“

Uns Kindern war Zuccani immer etwas unheimlich, obgleich wir uns nicht besonders über ihn zu beklagen hatten.

Immerhin, wir beobachteten ihn scharf. Und endlich hatten wir es heraus.

„Weißt du schon von Zuccani?“

„Was?“

„Er ist ein italienischer Ueberläufer.“

„So?“

„Jawohl, als Napoleon nach Moskau zog, war er Leutnant in seiner Armee. Zuccani desertierte nach Riga.“

Eine kalendarische Untersuchung dieser Angelegenheit, alles wohlwogen, ergab, daß Zuccani sonach mindestens 95 Jahre alt sein mußte. Aber warum nicht? Bei einem Lehrer ist alles möglich.

So also begab es sich. Es war ein trüber Wintervormittag und in den hohen schummerigen Räu-

men des alten Hauses der alten Marstallstraße schwebten alle Engel der Langeweile. Zuccani stand irgendwo in meiner Nähe und ein Mitschüler leierte ihm etwas vor. Als er fertig war, mußte er auf Geheiß noch einmal das Ganze von vorne anfangen. Dazu die muffige Luft. Und dieses Plappern immer mit denselben Stockungen. Es war wie ein Stillstehen der Zeit, ich empfand die ganze Schulwiderlichkeit wie einen plötzlichen, akuten Schmerz. Und da ich doch also wirklich ein „nervöser Junge“ war, übermannte es mich, ich suchte Rettung, fuhr in die Rocktasche, holte mein Fläschchen hervor und trank einen großen behaglichen Schluck.

Jedoch Zuccani hatte es gesehen. Mit zwei mächtigen Schritten stand er vor mir. Er durchbohrte mich mit Pfeilblicken aus seinen kleinen grauen Augen und, was noch niemals geschehen war, zweimal hintereinander ertönten mit blechernem Akzent die ominösen Worte: „Ei, warum nicht gar, ei, warum nicht gar?“

In einer Lehrstunde Ruster zu trinken, das war eine grobe Ungehörigkeit und er schrieb mich in den Tadel. Auch zu Hause waren alle sehr aufgeregt und anderthalb Wochen lang bekam ich keinen Wein zur Schule mit.

Aber ich rächte mich an ihm. Mit dem schönen Esprit eines Vierzehnjährigen erfand ich einen Spitznamen für Zuccani, der, wie ich ohne Eitelkeit behaupten darf, vom allgemeinsten Beifall der ganzen Klasse ausgezeichnet wurde. Er hieß von nun an Zuckerhani. Das hatte er davon.



Sieg einer unerwarteten Replik.

Ein sehr unbedeutender Laden, vorstädtisch im Charakter, aber bloß vier Stufen unterirdisch, so daß man nicht geradezu Kellerbude sagen durfte. Am Morgen und am Abend kommen die Nachbarn, Gelegenheitskundschaft aus dem Bereich der Häuser bis zur Ecke und zufällige Passanten.

Auf der Diele Säcke mit Mehl, Zucker und Salz, die Hälfte der Regale erfüllt von viereckigen Paketen Sonntagskaffee mit dem Vogel der Unschuld, der Taube, als Wahrzeichen darauf. Eine Gruppe Syphons auf einem runden Tischchen neben dem Faß, das die gesäuerten Gurken enthält.

Ich wollte etwas holen, es war Abend und der Raum vor der Verkaufsbank war gedrängt voll mit Menschen. Ich war aus der dritten Reihe bereits in die erste vorgerückt; die beiden Verkäuferinnen hatten reichlich zu tun.

Neben mir stand ein Mann mit einem kleinen schwarzen Bärtchen unter dem Kinn und einem Kneifer auf der Nase. Man bemerkte, daß seine Art, die auf der Lette liegenden Eßwaren, Schinken, Heringe, Knappkäse und Würste, zu inspizieren, unangenehm auffiel. Er beugte den Kopf mit der Bartspitze zu weit vor, schnaufte ein wenig, so daß der Hauch vielleicht die Speisen bestrich, und es geschah sogar, daß er einen Käse anfaßte, gegen das Licht hob und ihn dann wieder zurücksetzte auf den Teller.

Man warf unwillige Blicke nach ihm.

Der Fall wiederholte sich mit einer Teewurst. Auch sie wurde betatscht und zurückgelegt.

Weil ich es wirklich sehr unangenehm fand, aber auch, weil es doch die unmißverständliche Meinung aller war, sagte ich: „Bitte, die Speisen nicht zu berühren, es ist unappetitlich.“

Er wandte sich mir langsam zu und nahm den Kneifer ab. Er betrachtete mich ohne Unmut mit einem aufmerksamen Blick aus seinen dunklen Augen. Und dann fragte er in einem leisen, etwas wehmütigen, beinahe freundlichen Tonfall: „Kennen Sie denn wohl irgendeinen Menschen auf der Welt, der keinen Fehler hätte?“

Diesen Worten folgte eine allgemeine Erstarrung. Alle dachten nach und überlegten ein solches Erlebnis.

Die beiden Verkäuferinnen hatten zu hantieren aufgehört. Sie wurden ängstlich und strahlten Neutralität aus. Aber ich beobachtete, daß andere nunmehr mit einem gewissen Interesse zu diesem Herrn mit dem schwarzen Bärtchen hinlugten. Und es wurde mir klar, daß in der Gefühlswelt meiner Umgebung ein Umschwung bevorstand. Ich verlor in jeder der langsam rinnenden Sekunden an Sympathien.

Zwei ältere Frauen schauten mich flüchtig an und sahen dann klipp und klar weg, und das hatte ungefähr zu bedeuten: Nein, du kannst unser Führer und Fürsprecher nicht sein. Du kennst die Menschen nicht. Und du bist ein Pharisäer.

Nunmehr hatten auch die beiden Verkäuferinnen den Wandel der Situation erfaßt und sie begannen sich gleichzeitig dem Herrn mit dem schwarzen Bärtchen zu widmen, für den mit charmanter Höflichkeit mehreres zusammengekrämt wurde.

Ich fühlte mich seelisch und körperlich seltsam entkräftet. Und ohne es recht zu merken, glitt ich im sich erneuernden Gedränge aus der ersten in die zweite Reihe zurück und von da wieder in die dritte. Und ich verließ den Laden.

Ich, der Taktlose und Selbstgerechte, mußte heimkehren, ohne etwas gekauft zu haben.

Bekämpfet die Mondrakete.

Der amerikanische Professor Dr. Goddard will mit einer Rakete auf den Mond schießen.

Und das, ohne daß mondseits irgendetwas geschehen wäre, was einen solchen Schritt rechtfertigen könnte.

Ich sage, es ist eine Aufdringlichkeit und es kann Schaden anrichten.

Denn gibt es auch Mondmenschen nicht in, so lästigen Massen wie Erdmenschen, so ist doch drüben mit einer Bevölkerung von Zehntausenden zu rechnen, die nach ihrer Art etwas klebend, etwas schwebend ihren Beschäftigungen obliegt und bekanntlich durch große Druckempfindlichkeit ausgezeichnet ist. Sollte also jemand dort von der Rakete getroffen werden, so würde er laut aufschreien und es gäbe einen Skandal.

Und dann der Eindruck in den weitesten Kreisen unserer Planeten. Seit Millionen Jahren inklusive die Schalltage, ist man sich in enormen Bogen ebenso bequem wie höflich aus dem Wege gegangen und nun plötzlich ein solches Anrempeln ohne die geringste Veranlassung.

Besonders stolz ist der Professor Goddard darauf, daß sich im Augenblick, wo die Rakete auf dem Monde ankommen wird, helle Flammen auf ihr entzünden sollen. Aber möge der Herr dieses sein Licht lieber auf unserer dunklen Erde leuchten lassen, die so überreich ist an obskuren Winkeln und das besonders in den Vereinigten Staaten.

Nein, man soll nicht schießen auf die Gestirne. Und besonders nicht auf den freundlichen Mond.

Wünscht man durchaus auf ihm bemerkt zu werden, so gibt es dazu andere Mittel und Wege.

Beispielsweise das Grammophon.

Man baue ein solches Instrument in ganz gewaltigen Ausmaßen. Der Schalltrichter habe einen Durchmesser von viereinhalb Kilometern. Man nehme den Hall von achtzigtausend Opernsängern auf, die gleichzeitig „Guter Mond, du gehst so stille. . .“ zu singen hätten, und befördere das, gekräftigt durch eine Anzahl von Lautverstärkern in der gehörigen Richtung.

Gewiß werden die Herrschaften auf unserer Nachbarkugel eine solche Aufmerksamkeit zu würdigen wissen, und wir können ihres Dankes versichert sein.

Uebrigens ließe sich neben diesem eminenten Grammophon ein Echosauger mit selbsttätig einwalzender gerillter Zinkblechkapselung placieren.

So bekäme man doch auch etwas retour und könnte den Effekt diesseits studieren. Interessant wäre besonders die Einwirkung der Krater auf den Schall.

Werbt für das Mondständchen!

Es ist so viel manierlicher als das robuste und indiskrete Schießen mit Feuerwerk.



Geplauder drüben.

(Geräumiger Flügel im Jenseits. Von links schweben Richard Wagner und Konradin Kreutzer heran. Herr Wagner trägt einen blauseidenen Schlafrock, Kreutzer einen Herbstmantel. Wagner ergreift ein vorbeiziehendes rosa Lämmerwölkchen, knüpft es sich genehm rundlich und nimmt auf ihm Platz. Kreutzer bleibt höflich aufrecht.)

Wagner: Erzählen Sie mir was Sie wollen, lieber Konradin, in einer Stadt wie Riga, soll man sich nicht einmal begraben lassen. Wenn es auch nur die Gebeine sind, sie tun einem leid.

Kreutzer: Unsereins muß froh sein, überhaupt in Ehren unterzukommen. Allerdings wäre mir mein endgültiges Nachtlager in Granada natürlicher erschienen. Jedoch haben mir die Rigaer Gesangsvereine einen Gedenkstein gesetzt.

Wagner: So? Von mir scheinen diese Gesangsvereine nichts zu wissen.

Kreutzer: Sie haben aber, verehrter Meister, nicht im besonderen für Männerchöre — —

Wagner: Ach was, man soll sich um mich bekümmern.

Kreutzer: Ich verstehe ihren Groll gegen Riga. Nach ihren Erlebnissen mit Holtei in früheren Jahren und der unerhörten „Lohengrin“-Einstudierung neuerdings — —

Wagner: In der Tat eine Schande. Die Barbarei der Streichungen. Aber wen sehe ich dort? Ist es nicht Lessing?

(Lessing im Denkmalshabit fliegt herbei und begrüßt Wagner und Kreutzer.)

Lessing: Da habe ich den Salat.

Wagner: Sie sind nun lange genug abgeschieden, um zu wissen, daß es hier keinen Salat gibt.

Lessing: Da habe ich die Ambrosia.

Wagner: Was ist denn los?

Lessing: Der Respekt allein macht es nicht. Es ist mir bei meinem zweihundertmaligen Geburtstag klar geworden, daß man mich nicht liebt. Man kennt meine berühmten Verse —

Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Doch fleißiger gelesen sein!

Wagner: Sehr nett.

Lessing: Allerdings. Aber die Sache liegt jetzt so, daß man ruhig fragen kann: Wer wird nicht einen Lessing loben? Und so weiter. Ich werde nicht mehr gelesen. Ich werde erhoben. Es ist kränkend.

Kreutzer: Es mutet seltsam an, einen Träger der Großen Unsterblichkeits-Kokarde so reden zu hören. Unsereins mit dem kleinen Abzeichen — —

Lessing: Unsterblichkeit? Allerdings, Herr Kreutzer, ich bin unsterblich, denn mein Geist ist eingegangen in die deutschen Zeiten und Dinge. Es kränkt mich nur ein wenig, daß ich nicht mehr unmittelbar wirke. Aber ich werde mich daran gewöhnen.

Wagner: Gewiß, lieber Lessing, Sie sind groß auf jeden Fall.

Lessing: Danke. Also lassen wir die Facsimile über Unsterblichkeit.

Kreutzer: Das sagen Sie. Aber bedenken Sie meine Lage. Nach zwanzig Jahren habe ich meinen hundertsten Todestag und gerade im gleichen Jahr hat Goethe seinen zweihundertsten Geburtstag. So etwas kann nur mir passieren.

Wagner: Sagen Sie mir, lieber Lessing, warum eigentlich diese endlosen Veranstaltungen und Festdiners an unseren Kalendertagen?

Lessing: Die Leute müssen doch irgendwohin mit dem Essen, das sie gespart haben, indem sie uns verhungern ließen.

Wagner: Sehr nett.

Lessing: Beim Schubert war es geradezu ein Skandal.

Wagner: Er hat jetzt einen allerliebsten Nektarberg. Sollten wir ihm nicht einen Besuch machen?

Lessing: Ein guter Gedanke.

Wagner: Kommen Sie, Konradin.

Kreutzer: Danke sehr. Bitte sehr. Danke sehr. Nach Ihnen, nach Ihnen, ich schwebe nach Ihnen.

(Sie entschwinden.)



Sägen kann man.

Vor Fachleuten ist zu warnen. Vor solchen nämlich, die sich mit deutlichem Stolz so nennen. Wer seine Ansichten, Vorschläge, Meinungen mit dem Hinweis zu unterstreichen liebt, er sei Fachmann, der ist vielleicht einmal ein Vorzugsschüler gewesen, ein eigentlicher Meister aber nicht geworden. Dem muß eine Elastizität über allen Regeln angeboren sein. Wer wirklich etwas kann, ist Fachmann nur im Nebenberuf. Man erkennt einen Fachmann unter anderem an seinem starren Vokabelstolz und an seiner Art, das in allgemeinen Nachschlagebüchern leicht Zugängliche esoterisch zu behandeln. Er schweigt dem Laien gegenüber mit krauser und bedeutender Stirn über Daten, welche jedermann mühelos im Konversationslexikon einsehen kann.

*

Unter Photographen ist unbeugsame Fachstrenge oft sehr stark ausgeprägt. Sie lieben keinen Widerspruch und haften an ganz bestimmten Ansichten wie ein Mensch auf einem Bilde auszuschaun habe. Eine genau abgemessene, diskrete, pedantisch gleichmäßige Seitlichkeit des Objekts scheint ihnen unerläßlich. Dann kommt das Verschönerungs-Tuschen, das allen Personen einen gewissen ähnlichen Charakter gibt. Das Galeriebraun der deutschen Maler um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war vielleicht etwas ähnliches. Aber erst wenn Gruppen gestellt werden und insbesondere die Paare! Dame und Herr stehen auf den meisten Photographien in einer sinnlosen Monumentalität beieinander und die vier Augen bohren den Blick mit einem blöden Ernst in den Beschauer, obgleich möglicherweise nicht vergessen worden war, mit dem altmo-

dischen „bitte recht freundlich“ zu mahnen. Etwas wahrhaft Erstaunliches sind noch heute Braut- und Ehepaare in den Schaukästen vorstädtischer Photographen. Es sind das geradezu Fälschungen. Gesichter und Trachten aus unserer Gegenwart in einer Anordnung, in einem Stil, die es nicht mehr gibt, gebundene Haltungen, welche ehemals zum anständigen Wesen gehörten, die sich aber längst durch Tanz, Sport, Spazierenlaufen in gelöste Gesten verwandelt haben. Die Berufs-Photographen sind meistens noch Aegypter, von den Amateuren wird aber schon seit Jahrzehnten griechisch photographiert und die vom Fach sollten bei ihnen in die Schule gehen.

*

Ich hatte beschlossen, zu meiner Erholung ein neues Bett zu kaufen. Der Tischler bemerkte sogleich, daß ich ein ungewöhnlicher Mensch sei und ich sah, wie sich in ihm langsam und stetig der Haß gegen mich ansammelte.

— Sie wünschen also ein Sockelbett? fragte er.

— Nein, sagte ich. Ich gebe mir die ganze Zeit gerade Mühe, Sie davon zu überzeugen, daß ich kein Sockelbett wünsche. Ich möchte nur ein Bett haben, das sehr niedrig ist und ähnlich wie ein Sockelbett. Es soll so sein, daß man mit dem Besen noch bequem den Staub darunter wischen kann, andererseits aber unmöglich ein Einbrecher unter dem Bett Platz findet. Denn ich bin sowohl reinlicher wie ängstlicher Natur.

— Wie wird das aussehen? fragte der Tischler mit leise bebendem Ingrim.

— Aber es gefällt mir nun einmal so, entgegnete ich mit Festigkeit, denn an moralischem Mut gebricht es mir etwas weniger.

Ich wurde beschieden, nach einer Woche wiederzukommen. Ich kam und mir wurde ein nach

der Schablone gearbeitetes ganz gewöhnliches Bett präsentiert.

— Aber ich hatte doch gerade um kurze Beine gebeten, nicht die üblichen! Sollten Sie mich denn nach so langen Gesprächen wirklich nicht verstanden haben?

Der heftige Ton meiner Rede hatte zur Folge, daß es im Nebenzimmer aufraschelte. Es erschienen drei Knaben, drei Tischler-Pikkolos. Sie waren gekommen, um des Anblicks eines Rebellen teilhaftig zu werden. Derweilen sich mit einem kleinen verächtlichen Blasen ihre Oberlippen im Chor wölbten, betrachteten sie mich genau. Es waren drei zukünftige Fachmänner. Nach einer Minute gingen sie wieder.

— Ich habe doch immer wieder angegeben, daß das Bett kurze Beine haben solle. Warum richten Sie sich nicht nach meinen Wünschen?

Der Tischler tat nunmehr etwas, was Tischler sonst niemals tun: Er setzte sich.

Und dann sprach er: Sägen kann man.

Unter dem harmlosen Deckel dieser drei Worte loderte eine empörte Seele, glühte die gekränkte Fachwissenschaft.

Aber ich machte mir leichtsinnigerweise keine besonderen Gedanken. Man beschied mich wiederum nach einer Woche wiederzukommen. Und ich kam. Da stand das neue Bett und sah aus wie ein Schlitten. Die vier Beine gänzlich abgesägt, nur stöpselartige Rudimente noch zu erspähen. Aber man hatte mich drei Viertel vorausbezahlen lassen.

Ich eilte in das nächste Schreibwarengeschäft, kaufte Papier und Bleifedern, schnitt kleine Zettel und schrieb Zahlen darauf. Und es gelang mir, das Bett unter dem besseren, mir wohlwollenden Teil meiner Bekannten zu verlosen.

Wochenende.

Auf die Namengebung kommt es an. Mit dem Worte „Wochenende“ ist unzertrennlich die Vorstellung verbunden, daß man die Nacht auf den Sonntag und vielleicht auch den Montag außerhalb der Mauern verbringe. Solange das Wort „Wochenende“ noch nicht da war und nur die Bezeichnung „Ausflug“ zu Gebote stand, begnügten sich viele damit, am Sonntag Morgen hinauszufahren und am Abend zurückzukommen. Seitdem „Wochenende“ zu sagen gebräuchlich wurde, gibt es in Europa Millionen Menschen mehr, die auf jeden Fall möglichst früh am Sonnabend mit freudiger Nervosität die Arbeitsstätten verlassen und auf keinen Fall vor dem Sonntag abend heimkehren, lieber noch am Montag früh. Denn eine richtige Namengebung spornt an, verpflichtet und macht, daß es einem wie Schuppen von den Augen fällt. Mein Gott, war das nicht ganz fürchterlich in den alten Zeiten? Was tat man nur im Sommer den ganzen Samstagabend in der Stadt? Nur dunkel erinnert man sich an diese verklungene Epoche.

Man ist also klug geworden und die Einzelnen, wie die Familien sind gleich beglückt. Und zwar sind es alle Familienglieder. Kinder namentlich. Abwechslung ist für sie noch schöner als Kuchen und bizarres Nachtlager eine durch nichts getrübe Extrawonne. Die Hausfrau ist zufrieden, daß keine großen Mahlzeiten gekocht werden und der Hausherr, von dem hier besonders die Rede sein soll, und der sich, wie Oskar Wilde es nannte, bereits in einem „gewöhnlichen Alter“ befindet, wird der Wochenendausspannung desgleichen froh (unter „gewöhnlichem Alter“ verstand Wilde 49.—58½).

Alsdann nämlich ist man körperlich schon etwas mitgenommenen und wenn man nicht längst Teilnehmender an einem Sport ist, neu hineinkommen kann man in keinen mehr. Nicht nur, daß den Beinen oder Armen die nötige Hüpf-, Greif- und Stoßfrische ermangelt, sondern von Bedeutung ist auch, daß in dem erwähnten Alter die Gedächtniskraft nicht mehr zuverlässig genug ist.

Verlangt doch ein jeder Sport vor allen Dingen das Erlernen vieler Tausender von Vokabeln, seltsamen Redeverschnörkelungen und eigentümlichen Abkürzungen und es ist bekannt, daß man in vorgerückten Jahren nur mit großer Mühe fremde Sprachen erlernt. Also ist ohne Zweifel das Wochenende als solches überhaupt der eigentliche richtige Sport der Neunundvierziger und Achtundfünfzigeinhalben. Sie finden hier, was sie brauchen. Vor allen Dingen Ruhe während der Zeit vom Montag bis zum Sonnabend. Denn seitdem das Wochenende erfunden ist, wird dem Bejahrten nicht mehr zugemutet, Nachmittags-Ausflüge mitzumachen, er ist ganz sein freier Herr bis eben zum Sonnabend nach dem Schluß der Behörden und Beschäftigungsanstalten. Es finden dann eilige und erregende Gespräche statt über einen Kalbsbraten (der hoffentlich rechtzeitig abkühlen wird).

Man fährt im Auto zum Bahnhof oder zur Autobuslinie, die einen ins Wochenendhäuschen führen sollen, denn so ist es im Budget vorgesehen. Am Ziel ergreift das Haupt der Familie die beiden größeren Pakete und schlägt den Waldweg ein. Dieses schon ist eine schöne Uebung für seine Carcasse und seine durch Schreibbewegungen in ihrer Muskelkraft bisher wenig geförderten Arme. Auch die Beine strammen sich unter der ungewohnten Last

und das Wohlbehagen des Stolzes nimmt mehr und mehr von ihm Besitz. Ist das Häuschen aufgeschlossen, so sind sogleich eine Menge Vorbereitungen zu treffen, als wie: Ausbreitung von Decken, Beobachtung von Lampen, worauf dann die byzantinischen Bückungen beim Eiskeller erfolgen. Nach der Mahlzeit ist der Ueberneunundvierziger also ehrlich müde und nach einigen völlig planlosen, aber gemütlichen Rundgängen in nächster Nähe der Niederlassung begiebt er sich zu Bett, das sich ihm freundlich anbietet, obgleich man nicht wissen kann, Denn nicht nur die helle, verhältnismäßig harmlose Mücke summt aus der Ecke, man hat es erlebt, daß auch der düstere Floh aus der Tiefe des Halbdunkels bricht.

Auf jeden Fall aber können die ungewohnter und immer wieder neu überraschenden Wölbungen der Lagerstätte weder dem Körper noch der Seele ernstlich etwas anhaben. Denn diese sind durch die frische Luft und die mannigfachen Strapazen der Reise in einen Zustand befriedigender Erschöpfung geraten, und der Schlaf läßt nicht lange auf sich warten. Am anderen Morgen ist die Spannung groß. Wird man baden können? Denn, wer das gewöhnliche Alter erreicht hat, meidet die eisigen Gewässer und die hängenden Wolkenschübe. Immerhin läßt sich wohl ein guter Moment finden und wie der Jäger nach einer Beute, so hält man am Ufer eines Flusses oder des Meeres Ausschau nach einem blauen Loch im Himmel. Die sportliche Leistung im Wasser ist nämlich für den älteren Menschen die Hauptsache beim Wochenende und besonders angenehm ist es ihm, wenn sein Bad von einem sanften kleinen Sonnenstich gekrönt wird, damit er während der Woche etwas vorzuweisen habe.

Die Zauber der Eisenbahn.

Für den Strandsommerfahrer ist die Eisenbahn eine Naturerscheinung wie der Kuckuck. Sein Ruf und ihr Pfiff kündigen im Mai die gute Jahreszeit an. Denn wie den Vogel hört der Städter auch die Lokomotive im Winter nicht schreien oder er überhört sie im unregelmäßigen Lärm der großen Stadt.

Am Strande dann aber sind alle Aeüßerungen des Eisenbahnverkehrs wie hineinbezogen in die Natur und sie verschmelzen mit ihr. Das An- und Abtuten bei den Bahnhöfen, Trillern der Schaffner, einmütige Warteschnaufen, Hinwegpoltern zur nächsten Station, das ärgerlich wiederholte Gepfeife, wenn man den Semaphor zu stellen schon wieder vergessen hat, das majestätische Dampflassen, besonders beliebt beim Passieren einer Weiche, alles das ist auf eine geheimnisvolle Art hineinkomponiert in den Meeresklang, den Gang der Winde und in das Rauschen der Dünenwälder. Zu jeder Stunde des Tages hört man das Raseln und Gleiten, Kommen und Gehen. Man schläft damit ein und wacht mit ihm auf. Und in tiefer Nacht, im Halbsein des Lebens und Halbwissen von den Dingen verbinden diese Geräusche auf eine sanfte Weise mit der Welt. Denn alsdann begeben sich Güterzüge. Man könnte den Mut finden, zu sagen, sie ereigneten sich. Sie rollen unendlich. Traumhaft ins Unendliche. Sie wallen.

Ein gemeiner Sinn nennt das wahrscheinlich Rangieren. Und wenn wir uns überhaupt persönlich körperhaft mit der Eisenbahn zu schaffen machen, ihr zu nahe kommen und sie sogar betreten, wird alles an ihr völlig nüchtern und kahl wirklich. Sofern

man nicht wiederum etwas Mystisches darin finden will, daß auf ihr Personen reisen, Jahr für Jahr, die immer die gleichen sind und doch niemals dieselben. Es gibt viele derartige Personen. Nur von einer sei heute geredet. Der schönen Romanleserin.

Beim Einsteigen ist sie schon weit über die Exposition hinaus und etwa auf Seite achtunddreißig. Das Kettchen um ihren Hals ist so winzig goldendünn, daß man etwas wie Mitleiden empfindet. Aber es paßt sehr angenehm ins Schmale, Saubere, im Raum so Zarte der Erscheinung. Sie liest still, aber mit lebendigem Ausdruck des Gesichts. Von Station zu Station wird es immer gedrängter und dichter im Wagen. Aber sie hält die Augen auf dem Buch und gewahrt niemanden von den Leuten rundum aus der Welt der Geschäfte, zu der sie übrigens ja auch gehört. Denn auch sie muß täglich nach Riga in die Banalität und ist hilflos verstrickt in nützliche Bestrebungen.

Sie sieht es nicht, aber sie ahnt mit einem schönen Instinkt, was im Zirkel geschieht. Wenn eine alte Dame eingestiegen ist, die keinen Platz findet und an Ischias leidet, so wird ihr das kund, ohne daß sie hinzublicken braucht. Sie erhebt sich im Lesen und während die linke Hand das Buch genau in den Fingern behält, deutet die andere auf die kleine Spalte, die entstanden ist, nachdem sie ihre Gestalt der Reihe entnommen hat. Höflich; lieblich und wohlherzogen lehnt sie an der Wand des Ganges und liest weiter.



Nachsitzende Lokomotiven.

Ich fragte Marie: „Was bist du nun aber in Wirklichkeit? Eine Lokomotive oder eine Elfe?“

Denn alles Spiel muß „wirklich“, die Phantasie bis ins letzte erfüllt sein.

„Beides sagte sie, beides.“

Wenn sie Elfe war, stand sie vor dem Spiegel in Haltungen, die ebenso geziert unnatürlich waren, wie echt kindlich, und als Lokomotive drehte sie die Aermchen radhaft und zischte und schnob und scheuerte mit den Füßen. Und auch Hänschen war Lokomotive, lebte die langen Stunden des Tages in einer Welt außerhalb des Realen, und als die Puppe Berta gelegentlich durchaus Neunaugen zu speisen wünschte, aber keine mehr da waren, weil die Erwachsenen alle aufgegessen hatten, fingen beide Kinder fürchterlich zu weinen an und wurden befremdlich grob.

Jedoch die Schulzeit war nahe, das heißt, man würde den Kindern das Kaleidoskopische der Weltbilder nehmen, dieses Schönste im Leben, das die Erwachsenen nur noch kennen, wenn sie ziemlich hohes Fieber und keine Schmerzen dabei haben. Kinder aber können jederzeit die Weltbilder umschalten, alles Störende und Unbefriedigende restlos wegdenken und die Ziele in jeder Minute neu stellen. Solches hört in der Schule auf und daß in ihr nicht mehr so grausam gestraft wird, wie früher, ist erfreulich, aber es ist Marter genug geblieben, es kann nicht anders sein. Denn in der Schule gibt es eben nicht mehrere „Wirklichkeiten“, sondern immer nur eine ganz bestimmte und scheinbar mit hämischem Sinn sorgfältig herausgeschälte. Und die langweiligen Dinge werden ungemein bevorzugt,

mit grausamen Wiederholungen. Der Alp der Logik erhebt sein Haupt. Wenn a gleich b ist und b gleich c , dann ist a auch gleich c . Man muß das lebhaft bedauern. Denn nunmehr ist alles Bunte grau geworden und die Märchenwelt zu Ende.

Es ist nichts zu machen, die Schule hat den Beruf, dem kindlich spielenden Verstande die Vernunft beizubringen, die hohe, die einseitige, und da ist es denn nicht verwunderlich, daß sie auch eine bestimmte Terminologie in ihrem Reiche anwendet. In Häusern, in denen die Kinder geliebt und verwöhnt werden, lernen die Kleinen diese Schulsprache nicht rechtzeitig und das hat denn Mißverständnisse zur Folge, wie der Auftritt mit Hänschen anschaulich macht.

Marie durfte noch ein Jahr zu Hause bleiben, er aber mußte im Herbst zur Schule. In den ersten Tagen schwieg er über seine Eindrücke. Man fragte ihn auch nicht weiter aus und wartete, bis er von selbst erzählen würde. Am fünften Tage war Hänschen wie gewöhnlich nach Hause gekommen. Später am Nachmittag erschien Familienbesuch und alle saßen am Kaffeetisch, als geklingelt wurde und sich alsbald eine eilige, erregte Stimme im Vorzimmer vernehmen ließ. Papa und Mama gingen beide hin und baten die Lehrkraft, denn eine solche war es, mit freundlichen Worten, näherzutreten.

Sie setzte sich und sagte: „Ich habe noch niemals einen so unbotmäßigen und geradezu aufsässigen, so durch und durch ungehorsamen Jungen wie Ihren Hans gesehen.“

Die Eltern erschranken, denn zu Hause galt Hänschen für einen gutwilligen und keineswegs problematischen Knaben.

Er wurde gerufen und mußte vortreten.

Die Lehrkraft sprach: „Wie durftest du wagen, die Schule eigenmächtig um 1 Uhr zu verlassen, wo du doch nachsitzen mußtest?“

Es folgte ein langes Schweigen und alle betrachteten Hänschen mit bohrenden Augen. Zwei Tanten und ein Onkel waren vom Kaffeetisch herbeigeeilt und befanden sich ebenfalls im Zustande einer außerordentlichen Spannung.

Endlich setzte Hänschen zum Reden an und mit einem leisen Aufschluchzen fragte er langsam: „Was heißt nachsitzen?“

Fünf Sekunden eine allgemeine Erstarrung. Und dann begannen alle Anwesenden gleichzeitig dem Knaben mitzuteilen, was „Nachsitzen“ heißt.

Vollkommen belehrt durfte er ins Speisezimmer zurück, um seinen Kaffee weiterzutrinken.

Hierauf erörterten Eltern und Tanten, der Onkel und die Lehrkraft theoretisch: Wo lag die Schuld? Hatte es der Schule oder hatte es dem Hause „obgelegen“, das Kind in gebührender Weise auf die Schrecken des Lebens vorzubereiten?



Kleine Eisbahn.

Hoch oben auf dem Billetthäuschen steht ein krächzegewaltiges Grammophon und tutet Märsche und Massenchöre in den kalten blauen Himmel. Ein ungeheuerliches Tempo, ein unerbittlicher Rhythmus, ein ewiges Fortissimo. Bei jeder Umschaltung, bevor das Neue kommt, brüllt und zischt es aus dem Krater und Töne des Wahnsinns werden hinausgespien. Man glaubt das Angriffsgetöse prähistorischer Büffel zu vernehmen, man hört das Fauchen und Schnurgeln des Neandertalmenschen. Jedoch gibt es schließlich immer den Sprung über die Jahrhunderttausende und ein knallender Susamarsch oder so etwas hebt an.

*

Das lärmende kolossale Grammophon paßt gar nicht zu dieser kleinen Eisbahn, die namentlich von Kindern besucht wird und von wenigen freundlichen und befreundeten Menschen, die geräuschlos ihre Kreise ziehen. Es geht hier still und friedlich her und in der Mitte auf einem Postament aus Sprenkelsteinen steht eine jener weiblichen Gottheiten, wie sie die Antike für unsere Biergärten geschaffen hat. (Ein Aehrenbündel quillt aus der fülligen Hand, die andere lehnt gegen die Hüfte. Der wohlgeformte Busen ist einerseits vom Faltengewande lässig verdeckt. Die Miene thront.)

*

Diese Eisbahn ist nämlich im Sommer ein Kaffee- oder Biergarten. Da kam man auf den genialen Gedanken, den Raum für den Winter zu einer Schlittschuhbahn umzuarbeiten und die Nachbarschaft kann nun Musik hören und aus den Fenstern zusehen, was ebenso schön ist.

*

Der große elegante Knabe zieht langsam seinen Bogen um die Gottheit, der stämmige Bursch mit dem Kindergesicht und den abgerissenen Aermeln aber zuckt wie ein Blitz von einem Ende der Bahn zum andern, und weiß, daß solches das wahre Leben ist. Die ältere Dame findet es so komisch, daß sie Schlittschuh zu laufen versucht, daß aus der Sache nichts werden wird. Sie klebt am Stuhl und sinkt an ihm immer wieder hinab in die Knie, worüber sie lachen muß, während die Verwandten bekümmert Trost zusprechen. Ganz im Glück sind die Kinder. Ihre roten Wangen leuchten gegen Eis und Schnee. Eine gütige Mutter ruft ihrem Jungen zu: „Halte dich gerade“. — Jedoch er fällt. So geht es mit Ratschlägen.

*

Ein kleines Mädchen, dem gerade schon die Vorderzähnen fehlen, wird vom Papa, der vortrefflich läuft, auf dem Stoßschlitten geschoben und guckt melancholisch ihren Altersgenossen zu. Sie selbst darf nicht Schlittschuh laufen. Sie ist beruflich daran verhindert. Das gibt es. Sie ist Ballett-Tänzerin, die Regie hält Schlittschuhlaufen für riskant. Sie könnte sich den Fuß verstauchen, sie ist so wichtig für irgendwelche Figuren, der Regisseur hat nein gesagt.

*

Etwas im Hintergrunde der Bahn begegnen wir einer Familie. Der Vater, die Mutter, die große Schwester, die kleine Schwester, das Fräulein. Die Zuschauer unter ihnen sind schön warm gekleidet, die Kinder laufen in ihren neuen grünen Schlittschuhjacken. Die kleine Schwester auch in grünen Hosen und in grüner Mütze und solcherweise ganz froschfarben wird mit besonderer Liebe bewundert. Allerdings belanciert sie ihr Körperchen bisweilen sekun-

denlang mit den Armen wie eine Seiltänzerin auf schwankem Draht, aber immerhin, es geht, es geht. Plötzlich kommt sie aus einer Ferne von zwanzig Metern mit ängstlichen Beinchen herbeigelaufen und noch unterwegs ruft sie eilig das Stichwort: „Letzte Post“.

Die Familie ist wie von einem Donnerschlage betroffen. Die ältere Schwester entfernt sich flüchtig angewidert, die anderen stehen unbewegt. Das Fräulein findet zuerst Worte: „Hier willst du etwas hervorzaubern? Wo es so kalt ist. Und ist das deine Stunde?“

„Wenn das nur nicht wieder so eine Idee von dir ist“, meint die Mutter mit einer leisen Drohung.

„Warum sollte es das, liebe Luise?“ fragt der Vater ein wenig verwundert und sanft.

Gott sei Dank, es ist ja eigentlich ein Biergarten, in dem man sich befindet. Infolgedessen ist auch eine Musikmuschel da. Alle spähen hin, man entdeckt ganz links einen Pfeil und atmet auf.

Der Vater wartet bis die Damen wiederkommen. Die Kleine läuft mit strahlendem Gesichtchen voraus. Es war nicht nur eine Idee gewesen.



Umbruch.

Unter Umbruch versteht man im allgemeinen etwas Wichtiges, Gewaltiges, sehr Bedeutungsvolles. Insbesondere haftet diesem Wort der Charakter des Einmaligen an. Hat er sich begeben, so ist irgendetwas endgültig vorüber und etwas völlig anderes kommt an seine Stelle.

Die Leute, die sich mit der Herstellung einer Zeitung befassen, haben aber einen ganz anderen Begriff von „Umbruch“. Für sie ist er ein täglich wiederkehrendes Ereignis, etwa wie das an die Stunde gebundene Blitzen und Donnern in den Tropen. Unvermeidlich, etwas aufregend, aber durchaus vorübergehend.

Der Umbruch in der „Rigaschen Rundschau“ begibt sich ab 11.10 bis 1.50 Uhr. Dann muß umbrochen sein. Oder es entstehen „Weiterungen“, die zur Folge haben, daß sich die Zeitung etwa um 10—15 Minuten verspätet, was die Abonnenten natürlich „absolut gar nicht begreifen können“.

Umbrechen heißt, die Anfangsworte der einzelnen im Satz fertigen Artikel, Notizen, Stücke, Stückchen, aus denen eine Zeitung sich zusammensetzt, dem Metteur diktieren, der den „Satz“ vom langen Tisch, auf dem er sich seit Stunden in „Schiffen“ angesammelt hat, zur „Pfanne“ trägt, wo alles nun derartig placiert wird, wie der Leser es am Abend wiederfindet auf dem papiernen Widerbild, das man Zeitung nennt. Die Pfanne sieht wirklich genau so aus, wie eine solche, auf der man Brot backt, auch heißen die gefügten Bleikomplexe, der Satz nämlich, „Kuchen“. Es wird beim Umbrechen überhaupt eine Sprache gesprochen, die Nichteingeweihten recht merkwürdig vorkommen muß.

Der Redakteur hält seinen „Spiegel“ in der Hand, auf dem er sich die Anfangsworte sämtlicher Veröffentlichungen notiert hat, sowie die Nummern der Spalte, unter welcher sie verwahrt werden. Und nun ruft er die Stichworte. Etwa so:

„Ein Skelett aus dem 18. Jahrhundert fett vor“.

„Ein Seehund mit Zusatz Borgis“.

„Ein Tobsüchtiger ohne Kopf“.

„In den Fluß gefallen mit Kopf“.

„Ein Mammut Petit“.

Auf eine jede dieser mysteriösen Bemerkungen erfolgen einige Schritte des Metteurs im blauen Mantel, der den bleiernen Körper der betreffenden Nachricht vom Tisch zur Pfanne trägt und dort mit seinen Fingern und seinen Instrumenten zurechtrückt und -drückt. Bisweilen tritt ein anderer Herr im blauen Mantel auf ihn zu und murmelt besorgt etwas von „Fliegenköpfen“, von „Leichen“, von „Spießen“, „Blockaden“ oder von „Hochzeiten“ und „Zwiebelfischen“.

Von diesem ganz geheimnisvollen Teil der Setzersprache hat der Redakteur meist nur eine dunkle Ahnung, und er wartet etwas nervös auf die Beendigung der Unterhaltung zwischen den beiden Herren in den blauen Mänteln. Denn alle diese Bezeichnungen, die im Sinne der Laienwelt je nachdem Angenehmes, Unangenehmes oder Gleichgültiges durcheinander bedeuten, haben in der Druckersprache den Sinn von störenden Unordentlichkeiten und also Zeitverlust für den Umbruch zur Folge, da die so phantastisch benannten Verstellungen und Eigenwilligkeiten der Buchstaben wieder gutgemacht werden müssen. Ist alles wieder im Gleis, so geht es weiter:

„Der Protohierei Theophrast Mittel“.

„Von Mäusen gefressen Cicero“.

„Die beste Schminke hinter dem Balken“.

„Litauischer Uebermut im Kästchen“.

Was ist von solcher esoterischer Handwerks-
sprache zu verraten?

„Balken“ ist der Grenzstrich zwischen dem re-
daktionellen Teil und den Inseraten. „Fett vor“
soll bedeuten, daß die betreffende Notiz mit der
Zeile anfängt und keine Ueberschrift hat, „mit Kopf“
aber heißt im Gegenteil mit einer Ueberschrift.
„Petit“ ist der kleine Druck, „Borgis“ der größere;
„Mittel“ und „Text“ und „Cicero“ bezeichnen Buch-
stabenhöhe der Ueberschriften. Der schon erwähnte
„Kuchen“ existiert in zwei Sorten, es gibt Handsatz
und Maschinensatz. Die „Kuchen“ des Handsatzes
sind absolut tabu für den Redakteur, und er darf
sie um des Himmels willen niemals anfassen, da
sie sich unter nichtfachmännischem Griff (steil auf-
gerichtet in fester Fingerklammer) unfehlbar in ihre
Atome auflösen, d. h. in die einzelnen winzigen
Buchstaben. Der Maschinensatz besteht aus gegos-
senen Zeilen, ist aber viel durabler und darf ge-
legentlich auch von einem Redakteur getragen werden.
Ein „Kästchen“ ist der in ein Viereck gespannte
längere oder kürzere Artikel.

Zwei Eigenschaften sind es vornehmlich, die
von einem guten Umbrecher verlangt werden: Schön-
heitssinn und praktischer Ueberblick. Die Seite darf
nicht „grützig“ aussehen, die Kästchen müssen eine
gewisse Tournure zur Erscheinung bringen, die Seite
muß ihre Taille von Aesthetik haben, das heißt der
Feuilletonstrich darf nicht zu hoch oder zu niedrig
sitzen. Der Königin-Luise-Gürtel, also ein zu hohes
Feuilleton, sieht höchst abscheulich aus, der Strich
in der Mitte des Blattes wäre für die Augen des
Lesers ebenfalls unerträglich, andererseits darf das

Feuilleton nicht von oben bedrückt werden und gequetscht aussehen.

Schließlich aber kann nicht so liebevoll umbrochen werden, wie etwa ein berühmter Schneider seine Sache macht, denn die Zeit drängt mit jeder Sekunde. Und so geschieht der Form oft bitteres Leid, weil der Stoff sie überwältigt. Es quillt über, verstopft sich. Oder man ist zu ängstlich gewesen in seinen Vordispositionen und plötzlich gähnt ein leerer kleiner Raum vor einem auf, in den nichts genau Passendes hineinzuworfen ist.

Der Kampf mit dem Raum kann in der Tat recht ungemütlich werden. Die Seite geht zu Ende, es muß einiges zurückbleiben. Also nur das Wichtige. Aber gerade das ist zuweilen nicht recht zu machen. Man ist am Schluß der Seite. In Betracht kommen nur noch eine schwachsinnige Blumendiebin von neun Zeilen, ein scheues Pferd von sechs Zeilen und ein Pockenimpfungstermin von zwei Zeilen.

Natürlich ist die Impfung wichtiger als die anderen Notizen. Platz ist da für 15 Zeilen, die Impfung kann also nicht „kombiniert“ werden (denn $9+2$ ist 11, $6+2$ ist 8 und $9+6+2$ ist 17). Es kann nicht gemacht werden, „Blei ist nicht Schwamm“ sagt der Metteur in solchem Falle. Also die etwas novellistisch gehaltene schwachsinnige Blumendiebin und das scheue Pferd, das zur Enttäuschung des Lesers nicht einmal irgendein besonderes Unglück angerichtet hat, kommen herein und der Termin nicht. Es kann geschehen, daß sich ein Einsender wundert, warum seine doch so kurze Zuschrift an irgendeinem bestimmten Tage nicht berücksichtigt wurde. Und der Grund ist, weil sie eben einige Zeilen zu wenig enthielt. Aber das ist ja wohl eine Ausnahme. Oefter kann die vom Publi-

kum für einen bestimmten Tag auf das dringendste empfohlene Zuschrift, Notiz oder Bekanntmachung im entscheidenden Augenblick nicht „hereingekriegt“ werden, weil sie zu lang ist. Also, die Kürze ist doch meist der bessere Weg.

Nach dem „Umbruch“ begibt sich mit einer entstehenden Zeitung vieles andere sehr Merkwürdige (Prägung, Druck, Rotation), was aber nicht mehr in den Rahmen dieser Betrachtung fällt.



Typen auf der Redaktion.

Der Beschämte.

Das Auftreten dieses Herrn ist überaus bescheiden. Er gleitet geräuschlos herbei und muß zweimal zum Sitzen genötigt werden. Er überreicht seine Karte und beginnt stockend.

Das Folgende hat sich begeben. Eine Feier hat einen dermaßen schwungvollen Abschluß gefunden, daß es dem Erzähler beegnet ist, auf eine ihm nicht mehr erinnerliche Weise in den Schacht eines Holzkellers zu fallen. Dort hat er mehrere Stunden geschlafen, dann sei die Polizei erschienen und habe ihn herausgeholt. Die Sache hätte also einen offiziellen Anstrich bekommen und es wäre zu besorgen, daß man sie der Presse melde. Man bittet die entsprechende Notiz unter den Tisch fallen zu lassen.

Eine so bedeutende Trunkfälligkeit muß dem Redakteur bedenklich erscheinen und dementsprechend prägt sich auf seinem Gesicht wenn auch nicht Strenge, so doch Reserve aus. Und er bemerkt mit Ernst: „Es ist wunderbar, daß Sie unverletzt geblieben sind.“

„Es war ein vorzüglicher französischer Kognak“, flüstert der Beschämte demütig.

„So? Wirklich?“ fragt der Redakteur mit einem sich unwillkürlich äußernden Interesse.

Jedoch er wünscht sich nichts zu vergeben, korrigiert rasch seine Miene und sieht wieder einjermäßig unnahbar aus.

Da spielt der in das Unheil Verstrickte seine letzte Karte aus und murmelt mit Bewegung: „Was fange ich an, wenn es ruchbar wird. Bedenken Sie die häusliche Situation. Mein Großonkel ist taub, meine Frau erwartet ein Kind.“

Nunmehr nimmt das Antlitz des Redakteurs den Ausdruck der Sanftheit und der Milde an. Er wird geneigt sein, diese beiden Umstände in Rechnung zu stellen. Er ermuntert sich in sich versunkenes Gegenüber mit einem leisen Kopfnicken und meint: „Ich hoffe, es wird gehen.“

Man reicht sich mit warmem Druck die Hände — die Zeitung wird schweigen.

Der Gedankenvolle.

Er hängt sehr langsam den verschlissenen Ueberrock auf und stellt seinen Spazierstock mit der gelblich angelaufenen Elfenbeinkrücke mit Ruhe in die Ecke. Man bemerkt überhaupt, daß dieser älterliche Herr eine geschlossene Persönlichkeit ist. Mit fünf wohlgesetzten Schritten erreicht er den Tisch des Redakteurs, grüßt, setzt sich und entnimmt seiner braunen, runzeligen Mappe eine größere Masse Geschriebenes. Es sind Aphorismen. Alles das sind Aphorismen.

Er wählt eines der Hefte und reicht es dem Redakteur. Der schlägt es auf und liest:

Die Kälte des Herzens ist ein schlimmeres Ding als die Blöße des Körpers, welche erstere den letzteren frieren macht.

„Sehr interessant“, sagt der Redakteur nach einigem Schweigen.

„Es ist die Wahrheit“, bemerkt der andere stolz und freundlich.

Der Redakteur wendet einige Blätter um und liest nun:

Wenn sie unbedenklich wie ein Pfeil auf ihr Ziel losfliegt, so wird die Sparsamkeit zur Schwester der Unüberwindlichkeit.

Der Redakteur hat den kärglichen Aufzug des alten Herrn vor Augen und wird melancholisch ge-

stimmt. Ach, mein Gott, wie oft im Leben fliegt der Pfeil der Sparsamkeit vorbei.

Die Verhandlungen mit dem alten Herrn sind sehr schwieriger Natur. Gegen Gedichte, Novelletten, Skizzen hat man den Raummangel. Was aber sagt man, wenn inständig um den Abdruck des folgenden Satzes gebeten wird:

Niemand gewinnt sich die Stunden der ersten Liebe zurück.

Da hilft keine Ausrede. Und so sei denn diese unzweifelhaft richtige Bemerkung der Oeffentlichkeit nicht länger vorenthalten.

Mathilde.

Sie ist ältlich zugespitzt und kommt auf leisen Gummisohlen. Aber sie spricht laut und vernehmlich.

Sie sagt: „Ich bin weit herumgekommen in der Welt. Ich kenne die Schweiz und den Schwarzwald. In den neunziger Jahren machte ich den Karneval in Nizza mit. Ich fand kürzlich die Briefe, die ich damals an eine vor zwei Monaten verstorbene Kusine geschrieben habe. Möchten Sie nicht diese Briefe kaufen? Es sind so lebensvolle Schilderungen.“

Der Redakteur ist schmerzlich betroffen und streckt gequält seine Hand vor, um das Konvolut in Empfang zu nehmen.

Es sind muffige, staubige, unsaubere Papiere, behaftet mit einem gewissen typischen Lagergeruch. Und ihm fällt ein: Ob man so etwas chemisch reinigen lassen könnte?

Dann sagt er: „Es wird so viel gereist.“

„Aber die wenigsten verstehen zu erzählen“, meint sie. „Wie oft sagte mir meine verstorbene Kusine: Mathilde, du hast es los. Mathilde, du hast den Funken.“

Der Redakteur erklärt mit einem Tonfall napoleonischer Entschlossenheit: „Wir haben keine Verwendung für dieses Manuskript.“

Da ist ihre Stimmung plötzlich total umgeschaltet. Sie ergreift ihre Briefschaften und bemerkt schneidend und trocken: „Ach was, ich habe in Ihrer Zeitung schon viel dümmeres Zeug gelesen.“

Der starke Mann.

Er steht da mit mächtigem Wuchs und mit gebreiteten Schultern. Man hat Falsches von ihm erzählt. Der dilettantische Vertreter des erkrankten Sport-Berichterstatters hatte geschrieben, J. B. (so nennen wir den stärksten Mann Mitteleuropas) hätte seinem Gegner in „unschöner Weise“ die Lippe gespalten. Nun fragt er grollend:

„Wieso unschön? Was verstehen Sie unter unschön? Was bezweckt Ihre Bemerkung?“

Der Redakteur ist ein tapferer Mann, aber er nötigt den Erzürnten und bittet mit ausgesuchter Höflichkeit Platz zu nehmen.

Denn Sitzen ist der Urgrund aller Freundschaft. Nur des sitzenden Menschen Seele ist so gelagert, daß sie nicht plötzlich aufschäumt und den Leib zu Ausschreitungen mitreißt. Beispielsweise einen Leib wie den des Herrn J. B.

Nach längeren Verhandlungen ist der Friede geschlossen. Der starke Mann verzichtet für dieses Mal auf eine Richtigstellung, erhält aber die Zusicherung, daß von nun ab einzig und allein der nunmehr genesene fachmännische Berichterstatter über ihn schreiben soll, ein Mann, der da weiß, daß sich „schön“ und „unschön“ auf Violinspiel und derartigen Kram bezieht, daß aber hinsichtlich des Herrn J. B. nur von „regulär“ und „nicht regulär“ die Rede sein kann.

I. V. w. F.

Der Herr vom Lokalen wird angerufen und alsbald hört man ihn in kurzen Abständen ins Telephon rufen:

„Bitte deutlicher. Ob ich Ihre Stimme erkenne? Nein. Vor zwei Jahren? Als wir Portwein tranken? Keine Ahnung, ich erinnere mich nicht. Bitte Ihren Namen, worum handelt es sich? Bitte deutlicher. Aber ich sagte schon, ich weiß ganz und gar nicht, wer Sie sind. Piritzky? Also Piritzky? Max? Also Max Piritzky. Womit kann ich Ihnen dienen? Die zweite Darlehnskasse? Bitte deutlicher. Also die zweite Darlehnskasse ehemaliger unverheirateter Friseure — bitte deutlicher. Hat was? Hat was? Hat was? Herr Piritzky, Sie murmeln. Bitte deutlicher. Also hat was? Ach so. Hat Sie zum Substituten des Protokollführers gewählt. Sehr schön, ich danke. Wen? Bitte deutlicher. Meine Frau? Nein, ich kann sie nicht grüßen. Warum. Weil ich Junggeselle bin. Bitte, macht nichts. Habe die Ehre. Gleichfalls, gleichfalls.“

Der Redakteur hängt mit erschöpfter Gebärde den Hörer ein. Ein Gespräch von sieben Minuten für eine Notiz, die nur für Herrn Piritzkys Freunde oder Feinde von Bedeutung ist und an der die ganze übrige Welt achtlos vorübergehen wird.

Aber was „I. V. w. F.“ heißt? Es ist die Abkürzung für eine der gräßlichsten Geheimgesellschaften der Gegenwart und Herr Piritzky ist ein hochgeachtetes Mitglied dieser Organisation, der täglich unzählige Nerven zum Opfer fallen. Es handelt sich um die „Internationale Vereinigung widerlicher Fernsprecher“.



Typen im Konzert.

Die Adagiokauerin.

Man sitzt neben ihr, hört eine Kadenz und denkt an nichts Böses. Plötzlich scheint sich in ihrem Munde etwas zu materialisieren. Es ist etwas dort entstanden. Bei genauer kritischer Beurteilung der Sachlage erkennt man jedoch, daß es sich in diesem Falle nicht um ein Materialisationsphänomen handelt. Sondern es wurde nur etwas Konfekthafes von der einen Wange zur anderen befördert. Der greuliche Konditor hat etwas so Hartes und Widerstandsfähiges zuwege gebracht, daß es halbe Konzerte lang zwischen den Backen hin und her wandert. Man sieht es nicht, man hört es nicht, aber man weiß es, und das ist furchtbar.

Der Ordnungsliebende.

Er ist bejahrt und solid gewendet und befindet sich in der zweiten Reihe. Mitten in einer Kantiene bringt er eine große goldene Uhr hervor und zieht sie auf mit leisem Surren. Dann steckt er sie wieder ein und sitzt, als wäre nichts geschehen und man ist verwundert. Denn man hatte ein Gefühl gehabt, er würde die Uhr und das Uebrige, Rock, Hose, Stiefel, Strümpfe und so weiter, ablegen und sich auf dem Podium ausstrecken. Ist es doch in der Tat Schlafenszeit und das Programm wieder einmal viel zu lang.

Der Platzsucher.

Ihm fehlt alles Selbstgefühl, und streng genommen hat er überhaupt keinen Charakter. Immer wieder kommt er zu spät und schämt sich deswegen. Anstatt, daß er nun irgendwo unterschlüpfte, zwingt ihn sein durch die maßlos übertriebene Lektüre moralischer Autoren gequältes Gewissen in peinlicher Erregung nach dem eigenen Platz zu suchen. Wehe,

wenn es scheinen könnte, als hätte er die Rechte eines anderen schmälern wollen, auch nur minutenlang einen Raum beanspruchend, den er nicht erworben hatte. Mit bebenden Fingern, während die Sängerin gerade ihren ersten lieblichen Schrei ausstößt, vergleicht er die Nummer seiner Karte mit den Zahlen auf den Stuhllehnen und findet nicht und findet nicht, denn natürlich doch ist er kurz-sichtig, wie das ja so oft die Menschen ohne Gott-vertrauen sind.

Die Programmsparsame.

Sie trägt immer sehr gute Toiletten und bis-
weilen echte Perlen in den Ohren. Wenn man im
Jahr fünfundvierzig Konzerte anhört, ohne ein Pro-
gramm zu kaufen, so hat man zu Sylvester so viel
zurückgelegt, daß man im nächsten Jahr fünf mehr
besuchen kann. Dementsprechend pflegt sie die
leicht schelmisch kameradschaftliche Note. Sie
lächelt aus einer allgemeinen Vergnüglichkeit, ist
zuvorkommend gegen ihre Nachbarn, bemerkt gern
etwas über die Temperatur im Saal oder den Wechsel
der Jahreszeiten und so ist man bereit, das Pro-
gramm mit ihr zu teilen, da sie „keines mehr be-
kommen hat.“

Der Akustikprüfer.

Er ist mit knarrenden Stiefeln zur Welt ge-
kommen. In gefüllten Räumen ist er machtlos. Sind
aber viele Plätze leer geblieben, so schleicht er
ahasverisch unruhig hin und her und sitzt bald hier,
bald dort. Sein Gesichtsausdruck bleibt immer der-
selbe sehr besorgte. Denn er kann und kann es nicht
in Erfahrung bringen, von wo man am besten hört.
Man zischt, man schleudert feurige Augenblitze nach
ihm, aber immer wieder ertönt das eigentümliche
Knirschen seiner Füße, die er bei jedem Schritt hoch
hebt, um nicht zu stören.

Sultan Publikum.

I.

Für die auf dem Podium und auf der Bühne hat das Publikum etwas Unheimliches, Gespenstisches, Flackerndes. Und es ist ein Souverän, der sich Launen gestatten darf. Wer vor ihm paradiert, muß, denkt ganz zuerst: Wie hat es geschlafen?

Wie ein Sultan seine Günstlinge wechselt, so das Publikum seine Lieblinge. Sie haben plötzlich einen neuen Narren an jemandem gefressen und dann magst du singen, flöten, geigen, reden, springen, piepen, und so oder so deine Kußhändchen werfen, Publikum gibt kein Lebenszeichen, sitzt da und glotzt und glotzt — ein Haufen riesiger Ameisen, die kataleptisch geworden sind.

Oder es hat Husten. Dann ist es ärgerlich und mißgestimmt darüber, daß es dich bei deiner Arbeit so sehr stört. Oder es wird von Humor befallen und dann ist alles aus. In Berlin spielte man vor Jahren ein Drama, das so anfing: Bäume und Sträucher vor einer Veranda, kein Mensch auf der Bühne, ein Vogel zwitschert. Da hört man jemanden in der ersten Reihe: „Gartenszene??? Schon faul!“

Allgemeine harmlose Fröhlichkeit und das Stück fällt durch.

II.

Man sondere sich als Partikelchen vom Ganzen ab, nehme einen seitlichen Platz und spähe hin. Sobald der Redner, der Deklamator, der Konzertierende auf dem Podium steht, rücken die Mienen und das Geschwätz erlischt. Auf allen Gesichtern rafft sich examinerischer Ernst. Nach einer Minute tritt Nachdenklichkeit in Erscheinung. Und wenn nun das eigentliche Lauschen beginnt, gewahrt

man oft eine gewisse Kindlichkeit an den Köpfen. Woran denken sie übrigens, wenn sie Musik anhören?

III.

Ist das Publikum geradezu unzufrieden, so äußert es sich auf mannigfache Art. In alten gesunden Verhältnissen soll man mit Obst geworfen haben. In noch älterer Zeit kam es vor, daß der Delinquent niederknien und um Gnade flehen mußte, wie das einmal ein Theaterdirektor zu Shakespeares Zeiten zu tun gezwungen war, um seine Existenz zu retten. Derartige Szenen gibt es nicht mehr, aber grausam ist das Publikum geblieben. So ist heftiges Gelächter, während man in einen Fluß springt, kränkend, und auf Erdolchende wirkt Schmunzeln entmutigend. Bösertige Zurufe haben manchen politisch Befähigten ins stille Kämmerlein der Schreiberseelen zurückgescheucht, und auch Zischen kann sehr zu Herzen gehen. Im allgemeinen kann man sagen, daß sich das Publikum im Süden besonders unartig aufführt und in den nördlichen Ländern nur selten explodiert.

IV.

Recht gern macht sich das Publikum mit dem Kritiker seinen Spaß. Es beliebt ihm, einen solchen zu fragen: Wie finden Sie die kleine Iks? Jedoch der betreffende Kritiker hat über die kleine Iks zu wiederholten Malen geschrieben, und die Frage ist also auf jeden Fall eine Taktlosigkeit. Denn es ist aus ihr zu entnehmen, daß die Aufsätze des Kritikers entweder nicht gelesen werden, oder daß dasjenige, was er schreibt, wertlos befunden wird. Möglicherweise ist sich das Publikum gar nicht klar darüber, daß es taktlos fragt. Es hat sich die Sache nicht überlegt. Das ist echt sultanisch. Wissen

wir doch, daß die Taktlosigkeit der Sultane eben gerade daher stammt, daß sie zu faul sind, um nachzudenken.

V.

„Warum haben Sie über den jungen Geiger nicht freundlich geschrieben?“

„Sie fanden seine Leistungen also gut?“

„Nein, das nicht. Aber bedenken Sie die häuslichen Umstände. Die treue Großmutter, die für ihn sorgt, zieht um, und es wird ihr dabei das ganze Mobiliar gestohlen. Kommt es in einem solchen Fall wirklich auf die Kantilene an?“

////

Die Erscheinung Lindberghs.

Die Rekorde machen im allgemeinen keinen besonderen Eindruck auf mich und ich erinnere mich recht gern Abdul Hamids, als er zum ersten Mal in Europa weilte. Er sollte sich in Paris ein Rennen ansehen. Er ließ sich die Sache schildern. Dann erklärte er: Nichts für mich. Ich weiß längst, daß nicht alle Pferde gleich rasch laufen.

Aber diesmal war es außer der viel bewunderten und gewiß bewunderungswürdigen Leistung das ungeheure Echo. Es ist noch niemals ein Mensch so schnell berühmt geworden. Es ist noch niemals ein Mensch völlig unbekanntem Charakters dermaßen geehrt worden. Und es haben überhaupt noch niemals Hunderte von Millionen Gehirne so plötzlich ihre Aufmerksamkeit einem Ereignis und einer Person zugewendet.

Man hat in Paris gerast vor Freude und in den Vereinigten Staaten haben alle Kirchenglocken geläutet, alle Schiffe gepfiffen, im Entzücken gingen die Revolver los und wildfremde Menschen sanken einander auf der Straße schluchzend in die Arme und küßten sich. Wie das rund um die Erde depeschiert wurde.

Es ist schön, wenn alle einen lieben. Aber man war auf einen solchen Ausbruch in unseren Tagen nicht gefaßt, solche restlos gefühlsmäßige Hingabe hat in unserer vernünftigen Epoche etwas Fremdartiges, sie erinnert, ist sie auch noch so anders im Wesen und im Verlauf, dennoch an antik barbarische Aufregungskulte, in denen der Gott sich im Tanz offenbarte. Sublimierte sich in diesem von Tränen des Glücks überströmten Enthusiasmus für Mut und Technik der Eros? Vibrierte bei solcher

Heldenverehrung eine Verdrängung in den zehntausend mal Zehntausenden?

Die mythenbildende Kraft unserer Tage, der Redakteur, schnitt in wenigen Stunden eine liebliche Silhouette von Lindbergh. Er ist groß von Wuchs, edel proportioniert, schön von Ansehen, ein Freund der Mütter und treuer Kamerad, ihn fängt nicht der Schimmer des Goldes. Sondern ihm eignet ein Wesen ohne Furcht und Tadel und eine gute, frohe Bescheidenheit im Angesicht der Mächtigen dieser Erde. Ja, die Welpresse hat es sogar so eingerichtet, daß alle etwas eigentümlich Rührendes in dem Umstand erblickten, daß der jugendliche Meister schwedischer Abstammung ist.

Dichter und Gelehrte und sogar Virtuosen sind noch niemals derartigen Ehrungen teilhaftig geworden, wie sie Lindbergh gespendet wurden. Fürstlichkeiten und große Feldherren sind niemals ohne Feinde gewesen, die ihr Ansehen verunglimpften. Dem Flieger Lindbergh aber haben sich alle Herzen geöffnet und die Gewaltigen der Welt verneigen sich vor einem Ruhm, der so gegenwärtig lebendig noch niemals in der Geschichte gepflückt werden konnte.

Und die Feiernden meinten in Lindbergh ein Symbol zu erkennen. Man glaubte, daß seine Tat die Eigenschaft habe, Völker zu einen, den Frieden zu verbürgen. Die Börsen in Paris und Newyork erhofften bessere Zeiten und in Brüssel standen die Invaliden des Weltkrieges Spalier, Lindbergh ging an ihnen vorbei und man sagte ihnen: dieser ist Held, wie Ihr Helden wart und er ist ein Sieger. Und die Gelähmten, Verkrüppelten und auch, die ihn nicht sehen konnten, die Blinden, erbebten im strahlenden Glanz seiner Erscheinung.

Das war natürlich die liebe Politik. Man konnte Lindbergh nicht zu einer Gestalt erheben, aber man benutzte ihn zu einer Geste. Sollte übrigens zufällig demnächst ein Großkrieg stattfinden und die Presse alsdann die entsprechenden Umorientierungen vornehmen, so würde sein Bild auch unter anderer Perspektive gesehen werden. Und, wo es beliebt, würde man ihm dann seine schwedische Abstammung als eine besondere Gemeinheit und Unzuverlässigkeit ankreiden.

Und dieser vielleicht wirklich sehr sympathische und angenehme junge Mann vermochte mit seiner Tat auch sonst keine Synthese zu schaffen. Sein Ozeanflug gehört dem Sport an.

Und wie auch sonst eigentlich nichts in unserer Zeit, so ist auch der Sport nicht eine Sache der Allgemeinheit. Nähert er vielleicht auch weite Kreise in den verschiedenen Völkern einander, die Hauptsache bleibt er schuldig: Er verbindet nicht ein Volk unter sich, wenigstens nicht in Europa. Es nehmen an ihm immer nur die mehr leiblich Gestimmten teil, die mehr geistigen Menschen haben kein Verhältnis zu ihm, gelangen nicht zu ihm, lassen ihn mit einiger Freundlichkeit gelten, stehen aber gänzlich außerhalb seiner Zirkel. Und die so beliebten Parallelen, die zwischen den sportlichen Leistungen und Ereignissen des modernen Europa und den Kampf- und Wettspielen Altgriechenlands gezogen werden, sind rein eingebildet. Platon war ein vortrefflicher Schnellläufer noch in vorgerücktem Mannesalter. Und die Antike strahlte auch noch in der italienischen Renaissance wider. Graf Pico della Mirandola, Fürst von Concordia, der berühmte Theologe und glänzende Philosoph war ein Meister im Fechten und sprang über sechs Pferde. So etwas können natürlich unsere heutigen älteren

berühmten Dichter, Philosophen und Theologen ganz und gar nicht (ein Ulk, es sich vorzustellen), denn sie entstammen einer Epoche, in welcher der Leib überhaupt nicht geschult und nur wenig berücksichtigt wurde. Aber auch unsere jungen dreißigjährigen geistigen Europäer von einigem Klang des Namens sind nicht im Sport und werden niemals den Ehrgeiz haben, Rekorde zu schaffen oder zu brechen. Eines und das andere sind bei uns geschieden, Wir werden niemals hinter das griechische Geheimnis kommen. Es war ein einmaliger Glücksfall in der Geschichte der Menschheit. Kein Wunsch, kein Wille gibt uns die Synthese wieder.

Man ist heute wesentlich geistig wie in Europa oder wesentlich sportlich wie in Amerika. Aber wer hat es besser? Amerika, du?



William, das erwartet man nicht von Dir.

Nach sechzehn Jahren kam Freund William aus Amerika zum Besuch. Er war etwas anders geworden, schrieb nicht mehr für Zeitungen, sondern handelte mit alten Bildern, und meine Gattin nannte er nunmehr mit schöner Wölbung Frau Ualfriede.

Zuerst sprachen wir den äußeren Menschen durch, beobachteten und bewerteten ihn. Seiden die Krawatte und die Strümpfe, was er als seinen gewöhnlichsten Anzug bezeichnete, saß prachtvoll und hatte 90 Dollar gekostet, Stiefel, Hemd und Hut, alles ebenso nett wie teuer, aber Gottlob, man konnte sich's leisten. Zu Tisch, beim ersten Schnaps. kam natürlich die Frage Amerika und der Alkohol aufs Tapet. Aber er begriff nicht ganz, was ihn dabei interessieren sollte. Das Verbot habe ja nur Auswirkungen in bezug auf die ärmere Bevölkerung. Er, William, pflege seinen Moselwein im Restaurant zu trinken, zu 8 Dollar die Flasche. „Aber die Polizei?“ fragte ich. „Wieso Polizei?“ fragte er zurück. Und dann ohne Komik: „Bei einem solchen Preise ist doch die polizeiliche Abgabe natürlich eingeschlossen.“

Jawohl, also mit alten Meistern handelte er nun; auch mit antiken Gläsern und Renaissance-Objekten. Im Anfang sei es nicht leicht gewesen. Denn wer Amerika nicht kenne, erlebe manchen Aerger. Bald nachdem er mit dem Kunsthandel angefangen, wäre ihm ein schönes Geschäft entglitten. Der Türsitten wegen.

„Wie sind die?“ fragten wir neugierig.

„Ja, also“, begann er zu erzählen, „in den Vereinigten Staaten muß die Tür offen stehen, wenn

man mit einer Dame in einem Zimmer ist. Ich wußte nicht, wie ernstlich das gemeint ist, und empfing in meinem Hotelzimmer eine siebzigjährige Dame aus Hannover, die einen Signorelli kaufen wollte. Sofort wurde mir sehr aufgeregt von der Verwaltung herauftelephoniert, ich solle die Tür zum Korridor aufstoßen. Ich fand es albern und gehorchte nicht. Aber schon nach anderthalb Minuten stürmte ein ganzes Regiment von Hotelbeamten und Hausknechten in mein Zimmer und ich wurde mit allen meinen Bildern und Sachen an die Luft gesetzt. Die alte Dame aus Hannover entfloh fürchterlich erschrocken unbekannt wohin und der Signorelli blieb unverkauft.“

„Wie bedauerlich!“ riefen wir wie aus einem Munde. Dann fragte ich: „Also mit der Moral wird es wirklich streng genommen in den Vereinigten Staaten?“

„Aber nein“, entgegnete William, „doch bloß offiziell. Man braucht sich nicht durch Papiere zu legitimieren. Du kannst, wen du willst, ins Hotelbuch als deine Gattin einschreiben, niemand kümmert sich um die wirklichen Personalien. So wird denn wohl recht viel gereist in dieser Beziehung. Auch ich habe als Junggeselle bisweilen Badeorte besucht. Aber es wurde langweilig, langweilig. Ihr müßt wissen, die Amerikanerinnen sind vollkommen gleich. Es gibt keine Unterschiede zwischen ihnen. Sie haben denselben Schnitt im Gesicht, sie tragen dieselben Kleider, spielen dieselben Spiele und sprechen dieselben Sätze aus. Jede neue Bekanntschaft ist bloß ein Wiedersehen. Man lebt in einer Kette nicht zu unterbrechender Erinnerungen.“

„Und überhaupt“, fuhr er fort, „das Unangenehmste für uns Europäer ist die amerikanische Gleichförmigkeit. Jetzt, wo ich Gelegenheit habe,

alle paar Jahre ein paar Monate den alten Kontinent zu besuchen, werde ich den undefinierbaren Reiz der amerikanischen Massenhaftigkeit und diesen unbeschreiblich sich konzentrierenden Rhythmus wieder genießen können. Muß man pausenlos in Amerika sein, so ist das eine Last. Man erstickt an Egalität. Namentlich zuerst war es drückend. Wie Ihr wißt, kam ich 1911 nach Newyork und wurde dort von meinen bereits amerikanisch gewordenen Verwandten aufgenommen und chaperoniert. Aber sie verlangten viel. Täglich mindestens drei- bis fünfmal mußte ich den Satz hören: William, das erwartet man nicht von dir. Man durfte sich nichts Individuelles gestatten. Was aber erwartet wurde, das war eine nach der Uhr gestellte Aggressivität bis zum letzten Blutstropfen.

Davon will ich Euch mal etwas erzählen. Ich hatte gerade als Vertreter einer großen Kunsthandlung angefangen, als mir mein Onkel eine Adresse gab und sagte: Versuche es mit dem. Er ist nun reich geworden mit Seife. Er hat sich eine Villa von 32 Zimmern gebaut, aber sie ist noch nicht möbliert. Vielleicht will er etwas aufhängen.

Ich packte drei alte Italiener mit ganz reputierlichen Namen zusammen, setzte mich in ein Auto und fuhr also zu diesem Herrn Alfred Meyers.

Er empfing mich in einem riesigen, fast völlig kahlen Saal seiner neuen Villa und ließ mich etwa in einer Entfernung von zwölf Meter vor dem Tisch, an dem er saß, stehen. „Was wollen Sie?“ fragte er unzufrieden. Es war ein alter, hagerer Mann mit einer bösen Adlernase und grauen, stechenden Augen.

Ich wies ihn in einer längeren Ansprache auf die Notwendigkeit bildlichen Schmuckes hin für seine

Räume, wenn sie behaglich wirken sollten, und setzte ihm die Vorzüge meiner drei Italiener auseinander.

Als ich geendet hatte, sagte er: „Gemälde sind für mich noch nicht einmal Mist. Denn Mist kann man unter Umständen brauchen. Junger Mensch, Ihre Bilder sind für mich nicht einmal so viel wert wie ein Beefsteak“.

Ich ärgerte mich über diesen Idioten und es entfuhr mir: Darf ich mir denn also, wenn die Sache so liegt, vielleicht gestatten, Sie zu einem kleinen Frühstück einzuladen?

Daß ich geldloser Wurm den Seifenkönig Alfred Meyers zu ironisieren wagte, hatte einen ganz rasenden Ausbruch zur Folge. Mit zischender Wut richtete er sich auf und mit einem krassen Fluch ergriff er die neben ihm stehende Wasserkaraffe und schleuderte sie gegen mich. Es gelang mir gerade noch auszuweichen, sie zerschellte krachend an der Wand und ich entfloh eiligst.

Als ich die Geschichte meinen Verwandten mitteilte, schwiegen sie bekümmert. Endlich und nach bedächtiger Ueberlegung sagte mein Onkel: „William, das erwartet man nicht von dir. Man erwartet nicht von dir, daß du dich humoristisch zeigst. Aber man möchte, daß du Konsequenz an den Tag legst. Sieh mal, er hatte vielleicht schlecht geschlafen. Versuche es noch einmal, das wird ihm imponieren.“

„Da seht ihr“, endigte der Erzähler, „was einem in Amerika zugemutet wird. Es ist unglaublich nach europäischen Begriffen.“

„Nun und?“ fragten wir beinahe aufgeregt.

William ließ sich einen dritten Schnaps eingießen. Und dann sagte er nach einem kleinen

Schweigen: „Mein Onkel kennt die amerikanische Seele. Daß ich am nächsten Tage wieder mit den Italienern auf dem Platz war, imponierte dem Seifen-Meyers allerdings so sehr, daß er sie alle drei kaufte. Seit daher datiert mein Aufstieg. Prosit!“



Horn.

Ehedem vor vierzig Jahren lag an der Grenze Edinburg-Majorenhof die Villa des Moskauer Kaufmannes Lomatsch, und es war das schönste und größte Grundstück am Rigaer Strande. Da begab es sich, daß man dem Fürsten O. in Majorenhof bei Horn einen Posharsky vorsetzte, den er übelduftend befand. Man behauptete mit Entschiedenheit das Gegenteil. Der Fürst glaubte es besser zu wissen und verließ das Lokal im Zustande eines heftigen Widerspruchs, ja einer Empörung. Er war ein sehr reicher Mann und beschloß dementsprechend, seine Rache einzurichten. Er kaufte das Anwesen Lomatsch, gründete eine Aktiengesellschaft und es war sein ausgesprochener Zweck, dem Hornschen Konzertetablisement eine tödliche Konkurrenz entgegenzustellen. So entstand an der Grenze von Edinburg und Majorenhof das sogenannte Edinburger Kurhaus, ungefähr so, wie wir es heute noch kennen.

Es wurde nichts aus dem Plan des Fürsten. Horn blühte weiter. Wie in den achtziger, so war dieser verhältnismäßig kleine Garten auch in den neunziger Jahren der erste Anziehungspunkt am Strande. Horn war ausgezeichnet durch Akustik und, wie ich mich sehr wohl erinnere, durch ein vortreffliches Barawickenpfännchen. Man muß überhaupt annehmen, daß sich der Fürst hinsichtlich des schicksalsschwangeren Koteletts entweder geirrt, oder aber, daß er das Opfer eines außerordentlichen Unglücksfalls geworden ist. Man speiste dort im allgemeinen gut.

Horn blieb der Mittelpunkt des sommerlichen Konzertlebens zu einer Zeit, als es noch keine Pavillons an der See gab, kein Theater, kein Karussell, keine Rutschbahn. Und ebensowenig wie der

Fürst in Edinburg, vermochte das Aktienhaus in Dubbeln etwas gegen Horn auszurichten. Man machte Witze darüber. Als in einem Sommer Kapellmeister Brenner in Dubbeln dirigierte und Kapellmeister Scheel in Majorenhof, da hieß es: das Publikum hat in diesem Jahr einen Brenner auf Scheel und sieht scheel auf Brenner.

Horn war so: ein etwas korridormäßiger Raum, der enger werdend in die Musikmuschel mündete, rechts und links je eine Veranda, die an der Straße klein, die andere länger und nur eine Stufe hoch, auf dem Platz unter Laubbäumen die Sitzreihen. Gegenüber der Muschel am anderen Ende einige Verkautsstände: Limonade, Bernstein und, nachdem man sie erfunden hatte, Ansichtskarten. Jahrelang ging man sehr angenehm sanft auf dichtgestreuter Lohe. Das Ganze war intim, war angemessen. Und wenn es regnete, wurde im Saal gespeist. Alle Besucher des Hornschen Gartens kannten sich von Ansehen und meist auch dem Namen nach. So gab es reichlich Gelegenheit zu vergnüglichem Lästern und erquickend ironischen Beobachtungen.

Den Stamm des Publikums bildete natürlich die Rigenserschaft, aber man sah auch Fremde aus Deutschland, aus Böhmen und namentlich aus Rußland. Petersburger und Moskauer Gymnasiasten-uniformen wirkten exotisch. Von den ausländischen Typen sei nur an zwei erinnert. An den von jedermann gekannten verabschiedeten Obersten X., der die Uniform eines schon damals nicht mehr existierenden Regiments trug, und der, die Gerte in der Hand, mit seinem Käppi niemals fehlte und von den Zeiten der Warschauer Statthalterschaft Interessantes zu erzählen wußte, und zweitens an den vornehmsten aller Zaungäste, den die Weltgeschichte kennt, an die Gräfin R.

Die Gräfin R., ehemals Hoffräulein, nunmehr, das heißt vor vierzig Jahren, etwa achtzig Jahre alt, sah man täglich in ihrer Equipage in Majorenhof hin und her fahren, stets begleitet von ihrem Leibmedikus und einer Gesellschafterin. Man erzählte sich, sie fürchte den Tod so sehr, daß sie jede Nacht einen kleinen aristokratischen Kreis um sich versammele, in dem bis an den Morgen Hasard gespielt werde. Die Wolke des Geheimnisvollen hing über dieser greisen und eleganten Erscheinung, und man gedachte der Pique Dame, wenn sie in ihrem Gefährt immer wieder auftauchte am Meer, in der Seestraße, in der Johmenstraße. Weil jedoch für eine so alte und so vornehme Dame im Hornschen Garten keine entsprechende Sitzgelegenheit zu schaffen war, so ließ sie gewohnheitsmäßig ihre Equipage am Zaun des Gartens halten, ein Diener sprang vom Bock und lief nach dem Programm, und zurückgelehnt in ihre Kissen erlauschte sich die Gräfin das Konzert über den Zaun hinüber.

Einmal kam der Tag, an dem man einen gemäßen Stuhl gefunden hatte. Woher man ihn bezogen, weiß ich nicht. Aber als man ins Konzert ging und den Garten betrat, da saß die Gräfin da in einem schönen, goldgerahmten Sammet-Fauteuil, eine kleine Suite baltischer Edelleute umstand sie, man trank Champagner mit Erdbeeren und die zitternden, vom weißen Glacéhandschuh umspannten Finger hoben den Kelch, um anzustoßen. Nimmt man es gesellschaftlich und will man nicht von den Symphonien und Rhapsodien sprechen, die Laube, Scheel, Prill und andere dort dirigiert haben, so war dieses der schönste Tag, den Horns Garten erlebt hat.

Horn ist nicht mehr, man trinkt jetzt auch lieber Bier; und an einer exponierten Stelle des

Edinburger Kurhauses sieht man nunmehr allabendlich dieses bekömmliche Getränk schlürfende Neger.

Jawohl, die Zeiten haben sich geändert, Horn ist nicht mehr. Jedoch wir lieben es, an das Versunkene erinnert zu werden. Und niemand wagt es, Horns Nachbleibsel anzurühren, die Pietät verbietet uns diese ehrwürdige Mischung von Schutt und Gerümpel anzutasten. Da liegt das alles seit der Feuersbrunst 1913 und genau so werden unsere Enkel den Ort nach hundert Jahren wiederfinden.

Dennoch wirkt diese Stätte nicht ganz so großartig wie beispielsweise das römische Kolosseum, das man ja ebenfalls nicht abträgt. Denn das Kolosseum war aus Stein erbaut, Horn aus Holz. Aber was will man? Sie stimmen beide zur Melancholie, die ragende, hohe Ruine dem Palatin gegenüber und neben dem stolzen „Juhrmala“ die öden Hümpel, auf denen einst der Hornsche Garten gelegen hat.



Libau anno dazumal.

Dazumal — wenn man früher dieses Wort brauchte, meinte man die Großväterzeit. Aber es ist so hergegangen auf der Welt, daß nunmehr Dazumal auch vor zwanzig Jahren gewesen sein kann.

1905 also war es, daß sich das Schicksal gegen mich auflehnte und ich die Gestade des Mittelländischen Meeres verlassen und Klavierlehrer werden mußte. Und das geradezu in Libau.

Es braucht wohl nicht näher geschildert zu werden, wie man so etwas empfindet. Häuser aus Holz, Wolken aus Schnee, Menschen mit Galoschen, Kinder, die Clementi spielen, und aufregende Nachrichten aus Petersburg, wo sich soeben der blutige neunte Januar begeben hatte. Aber alsbald fand sich doch immerhin bemerkenswert Angenehmes in Libau. Wenn schon die Heimat, dann wenigstens mit einem Kaffeehaus, sagte ich mir, als ich zum ersten Mal bei Bonitz war. Riga besaß ja in den fernen Zeiten längst noch kein Café. Und bei Bonitz war es ein wenig so wie in der großen Welt. Ein reger Verkehr, Bekanntschaft von Tisch zu Tisch, wie sonst weniger üblich im Norden, skandinavisches und dänisches und natürlich recht viel reichsdeutsches Publikum, Billard, Schach und wirklich guter Kaffee.

Außerdem ging es damals besonders hoch her in den Libauer öffentlichen Lokalen. War doch die große Kriegsflotte auf der Durchreise nach Japan und die Seeoffiziere vollführten überall, wo sie erschienen, ein ordentliches Getöse. Besonders liebten sie den Hamburger Garten, ein Variété mit Damen-Gesinge und -Gespränge, und da strömte denn wirklich der Champagner und es knallten nicht nur die Pfropfen, sondern bisweilen auch Schüsse, um

die Kapelle anzufeuern. In dieser guten alten soliden Zeit gab es keine Schlager, sondern Reißer. Einer war so beliebt, daß, wenn irgendjemand seine Anfangsworte brüllte, die Musik, die anderes spielte, sofort abbrechen mußte, um wieder diese prachtvolle Melodie zu intonieren. Man zahlte übrigens drei Rubel für solche Unterbrechung des Programms und der Kapellmeister soll sich später ein kleines Häuschen gekauft haben.

Ich beschäftigte also meine Kleinen in der Musikschule des Herrn Rubinstein mit Pedalübungen, wohnte in der Teichstraße und speiste regelmäßig im Hotel Petersburg Mittag. Ich saß nicht in den Sälen, wo die Herren vom dänischen Kabel und andere Honoratioren ihre Mahlzeit verzehrten, sondern, weil es bedeutend billiger war, im sogenannten Stauerzimmer.

Unbekannt mit den verschiedenen Erwerbszweigen und Abtönungen des bürgerlichen Lebens, wie ich damals war, hielt ich den Ausdruck „Stauerzimmer“ für einen Lokalwitz und meinte, der Raum hätte seine Bezeichnung von dem hier befindlichen Buffett, vor dem stehend die Leute immer so gründlich einhieben. Viel später erst habe ich in Erfahrung gebracht, daß Stauer Personen sind, die in Hafenstädten eine bedeutungsvolle Tätigkeit entfalten, die ihren Mann allerdings ernährt. Wenn ich jetzt zurückdenke, es waren gewaltige Gestalten, unter denen ich meine Mahlzeiten einnahm; rund und mächtig saßen sie auf den unter ihnen völlig unsichtbaren Stühlen. Sie stülpten Schnäpse, Lachshappen und Kompromisse in sich und erzählten einander mit Dröhnen fulminante Geschichten.

Und überhaupt, das Essen war gut und reichlich im Hotel Petersburg. Man zahlte im Stauerzimmer

zwölf Rubel monatlich. Und wenn ich Bähwald, meinem ausgezeichneten Kellner, gelegentlich sagte, es wäre nicht sehr viel gewesen, so hieß es: „Ich bring gleich zu.“ Und für dieselbe Rechnung gab es die doppelte Portion.

Libau war gewiß diejenige Stadt in den alten Ostseeprovinzen, welche die beste Bewirtung und die angenehmsten Räume außer dem Hause bot. Im Hotel Petersburg existierten schöne, große Gesellschaftszimmer, in denen abends immer ein reger Verkehr herrschte. Still, aber wohnlich angenehm war es im Hotel de Rome; von Bonitz ist schon die Rede gewesen. Und auch das Vereins- und Klubleben stand auf erfreulicher Höhe. Man kam dem Fremden in Libau durchaus liebenswürdig entgegen; um es münchenerisch zu sagen, Libau war ein Stadt, wo man seine Ansprache hatte.

So denke ich immer noch gern an die im Ruderklub „Nord“ verbrachten Stunden zurück. Wenn gleich ich nur passives Mitglied dieses Vereins war, so hab ich mir doch ein Verdienst um ihn erworben, da ich manche seiner Mitglieder zur kühlen Winterszeit, alswann sie ja sowieso nicht rudern konnten, in die Geheimnisse des Pokerspiels eingeweiht habe. Aber wir spielten zuweilen auch im Sommer neben dem berühmten See mit seinem diskret abgemessenen Wasserspiegel.

Ueber den Sommer in Libau aber braucht nicht viel und eigentlich nichts gesagt zu werden. Eine solche Verbindung von Stadt und Meer ist Glück zu nennen. Gute Luft und ein Bad dazu ist reichlich schon die Hälfte von dem, was man braucht, um seines Lebens froh zu sein.



Vom Rigaer Amüsierleben ehemem.

Ehedem klingt schon gänzlich grau und beinahe wie Olim. Aber nicht von dessen Zeiten soll hier ein Wort erzählt werden, sondern bloß von den letzten vier oder fünf Jahrzehnten. Und ehemem darf man jedenfalls sagen. Denn es hat sich alles um uns in einem Tempo verändert, das unglauwbüirdig ist. Wobei noch anzumerken, daß der richtige galoppierende Mitteleuropäer uns bisweilen drollig rückständig findet. Weil einige gesunde und unbefangene Verschlafenheit zu den Vorzügen bal-tischer Art gehört.

Es ist sehr rasch anders geworden; unsere Väter haben solchen Wechsel nicht erlebt, zum Mindesten nicht im Aeüßerlichen.

Also die Urzeit. Vor fünfundvierzig Jahren im Sommer in Riga. Die drei Gärten und eine Militärbläserkapelle. Mittwochs, als am vornehmsten Wochentage, im Schützengarten. Viermal im Park und zweimal im Kaiserlichen Garten. Sonst nichts, wenn sich nicht gerade eine Riesendame in der Scheunenstraße sehen ließ oder sich jemand im Fallschirm produzierte, was selten vorkam. Und einmal gab es ein römisches Wagenrennen auf der Esplanade, wo sonst mit Kanonen exerziert wurde.

Zum Kaiserlichen Garten, das war eine Tour. Man war damals zwölf Jahre alt und ging zu Fuß hin, beaufsichtigt von seiner Familie. Der Weg führte vorbei an Kohlplätzen und verzäunten Militär-Niederlassungen. In Zweispännern strebten dem gleichen Ziel die jeunesse dorée zu und ältere Herren in „Baronsmützen“. Diese Zweispänner ohne Gummi machten auf dem schlechten Pflaster einen kolossalen Lärm und wirkten viel gewalttätiger als unsere Automobile, die bloß mißtönen und übel

duften. So ein Zweispänner donnerte und brauste und wirbelte ungeheuren Staub auf.

Die Herrschaften, die diesen Gefährten entstiegen, begaben sich in behaglichem Schritt durch die Hauptallee zum Restaurant, das gerühmt wurde, setzten sich auf die Veranda und tranken Bier, nachher oft Champagner. Man unterhielt sich und hörte Musik.

Die Familie veranlaßte einen jedesmal früher nach Hause zu gehen, als man wollte. Man wäre so gern noch geblieben in der schönen, warmen und hellen Sommernacht. (Die Einführung der Petersburger Zeit zu Beginn der neunziger Jahre hat unsere Sommernächte ungünstig beeinflußt; sie sind immer frostiger geworden und haben an Klarheit verloren.)

Ja, man mußte also nach Hause, noch ehe die Musik ihre letzten Stücke gespielt hatte. Und wieder ging es vorbei an den Schildwachen und Kohlgärten und der Rhythmus tönte noch durch die lichte Dämmerung, süß, aufregend, unbekannt rührend. Il baccio, die Holzauktion, der Schunkelwalzer. Es klang mit im Herzen, unverständlich melancholisch und ängstigend.

Ziemlich rasch vollzog sich dann der großartige Umschwung und die Epoche des Sommervariétés begann. Zuerst der Kaiserliche Garten und Olympia, dann das Kasino und später der Griesenberg. Schon vor Mitte der neunziger Jahre standen alle diese Bühnengärten in Flor und aus den Muscheln schmetterten von lustigen Damen gesungen die Couplets ins Publikum, zu dem man, einen Sherry-cobler schlüpfend, nun endlich auch gehörte. Die berühmte Riekepuppe, linksherum, rechtsherum, immer mang das Publikum, machte viel Spaß, der Hu-

morist sang von Kamerun und Kleinpapo, „Male aß sehr gern Bonbon, Male fuhr im Luftballon“ und „Da kriegen wir noch alle miteinander Rheumatismus“ und so weiter und so weiter waren vorzüglich anzuhören.

Von Jahr zu Jahr kamen dann in diesen Variétés mehr Attraktionen und Evolutionen in Mode und der konservative Rigenser meinte, die Zeiten wären in dieser Beziehung endgültig ins Lot gekommen und bewunderte die Erfindungsgabe in tausend verwegenen Kunststücken.

Aber der Wurm des Fortschrittes nagte längst an diesen bequemen Zusammenkünften bei Bier und Wein, die sportlichen Bestrebungen mit ihrer nervösen Unruhe wagten sich mehr und mehr an die große Oeffentlichkeit und nahmen Besitz vom allgemeinen Interesse. Vor allem aber, das Kino tat sich auf. In ihm vereinigte sich in einer niemals vorauszusehen gewesenen Art gewöhnliches Amusement mit wirklicher Kunst. Das Flache und Banale war verstrickt in das Spiegelbild bedeutender Mimik. Und übrigens hat dieser Mischmasch zur Folge, daß die vielen, denen es an der nötigen Bildung gebricht, um durchs Ohr Schauspielkunst aufzunehmen, nunmehr große Künstler vor Augen haben; welche sie sonst nie gesehen hätten. Jedenfalls, Kino gehört nicht zum eigentlichen Amüsierleben.

Zu unserer Zeit ist es still geworden auf den sommerlichen Bühnen und sie verschwinden. Man könnte darin die Weisheit der Vorsehung erblicken; denn, wie schon erwähnt, die Nächte sind sehr kalt geworden. Variété im Freien in unserem so grausam veränderten Klima, ein fürchterlicher Gedanke. Trapezkünstlerinnen, Knockkomiker, Schellenvirtuosin, dressierte Pudel und Zuschauer — da bekämen „wir noch alle miteinander Rheumatismus“.

Titan unserer Zeit.

Kapitel 64.

Camillo Rambaldi lüftete mit lautlosem Griff die blaue Portiere und spähte ins Gemach. Brigitte stand neben dem Kanarienvogel und reichte ihm Körner. Das Tier pickte zierlich und gewandt mit seinem kleinen Schnabel, wobei sich sein Schwänzchen oftmals hob. Camillo führte sein mit Rubinen bestecktes Taschen-Pustrohr an die Lippen und der Vogel fiel auf den Boden des Käfigs, während Brigitte zurückbebt und einen leisen Schrei ausstieß. In wenigen Sekunden hatte Camillo Rambaldi die Regenrinne erreicht und pfeilschnell glitt er an ihr hinab. Sein Schritt hauchte über den Kies des Gartens. Er huschte um die Ecke, als in mäßiger Entfernung die gebeugte Gestalt des kränkelnden Seniorchefs von Dunnendahlen sichtbar wurde.

Auf der Straße schmunzelte Rambaldi: sie wird dahinsiechen, zugrunde gehen am Tode des geliebten Vogels. So wäre denn die eine Erbin der von Dunnendahlen-Aktien erledigt.

Er bestieg seine orangefarbene Raketenlimousine, die ihn in Dreiviertelstunden von Magdeburg nach Damaskus führte.

Ein Aeroplan war gerade im Begriff nach Kairo aufzuschweben.

Verdammt! dachte er, und ich muß nach Asien.

Aber es war keine Sekunde Zeit zu verlieren.

Camillo Rambaldi fand Platz in der rückwärtigen Kabine, und sobald sie über dem Mittelmeer flogen, erhob er sich. Dann duckte sich seine riesige Gestalt und wurde klein und lauernd, wie die eines Panthers. Mit seinen berühmten furchtbaren Griffen erwürgte er je rechts und links einen Passagier und schleuderte ihn hinaus. Dann sprang er

lautlos die nächsten an, bis sie alle zwölf beseitigt waren. Der Reihe nach versanken die Körper der Erdrosselten in den azurnen Fluten des abendlich sanften Meeres. Der von Gewicht nunmehr fast völlig befreite Aeroplan schnellte empor und stieg zwei Kilometer in der Sekunde. Der überraschte Lenker fühlte sich taumeln und stürzte, die Lederkappe voran, in den Weltraum ab, da sich die Anziehungskraft des Mondes seiner bemächtigt hatte. Camillo kroch mit klammernden Händen bis zum Führersitz und, Sieger auch über die Gravitation, riß er die Maschine wieder hinunter, worauf er den Kurs nach Kalkutta nahm.

Der Palast des gräflichen Räubers der süßen Melitta funkelte im Licht der Frühsonne, als er den Aeroplan vor dem Springbrunnen halten ließ. Mit goldenem Katapult schoß Camillo die Oese seiner seidenen Strickleiter empor und stand nach wenigen Minuten in dem ihm so wohlbekanntesten Diana-Salon des Hauses. Der Graf trat ihm entgegen und flüsterte mit seiner durch ein schamloses Vorleben wegamüsierten Stimme „Comment allez-vous, monsieur?“

Jedoch, indem er diese Frage tat, konnte er noch nicht ahnen, daß er schon nach fünf Sekunden als Leichnam in der dritten Geheimnische seines eigenen Diana-Korridors für alle Ewigkeit ausruhen würde.

Camillo Rambaldi öffnete mit sanftem Druck ihr Schlafgemach und trat an ihre Lagerstätte. Mit beiden Armen umfing er den alabasternen Schwanenleib Melittens und zischte vulkanisch: Liebst du mich?

„Aus dem Grunde meiner Seele“, entgegnete sie.

„Dann, o Herz“, sprach er, „laß uns frühstücken.“

Sie speisten auf der neunten Terrasse des Pacific-Kolossal-Hotels, und nach dem Genuß eines gleißenden Hummersalats sank sie vergiftet zu Boden. Sogleich telegraphierte Camillo mit seinem Taschenapparat das Bild der Sterbenden an den Vater nach Magdeburg. Das wird dem Alten den Rest geben, dachte er froh.

Und so war denn auch die andere Erbin der von Dunnendahlen-Aktien erledigt.

Kapitel 65.

Camillo Rambaldi traf mit einem Zeppelin noch rechtzeitig in Magdeburg ein, um an der pompösen von Dunnendahlen-Beerdigung teilzunehmen. Er legte einen mächtigen Kranz schwarzer Rosen auf den Hügel.

Punkt zwölf Uhr nachts stand er vor dem Geldschrank des Verblichenen und schmierte magnetischen Kitt in die Spalten. Die Aktien quollen hervor.

Es jubelte in ihm: Generalversammlung! Generalversammlung! Uebermorgen Generalversammlung.

(Fortsetzung folgt.)



Theater am Morgen.

Durch die dunkle Welt kommt ein zartes Kratzen und Schaben gezogen, so daß ich jedesmal dabei denke: Ist es Traum? Ist es Maus?

Auf diesen Laut erfolgt besprochener- und festgesetzterweise meinerseits gar nichts. Genau nach einer halben Minute wird die Tür ein Achtel geöffnet, so daß ein wenig Licht aus dem Nebenzimmer hereinfällt. Dann, nach ungefähr zwanzig Sekunden, kommt der erste Anruf meiner treuen Dienerin. In ihrer Stimme erklingt dabei ein sklavisches Zittern. Entammt sie doch uralten Zeiten, in denen es gefährlich war, Herrschaften zu wecken, die vielleicht schlecht geschlafen hatten und sich erlauben durften, wütend zu sein.

Doch ist es schön, wenn der erste Hinweis auf die Tageszeit nur gewispert wird. Die Art moderner Dienstboten, mit sonorem Organ unverhohlen die Stunde anzugeben, ist ein Grund mehr, um das Dasein zu verabscheuen.

Wenn sie gegangen ist, flüstert mir mein besseres Ich ins Ohr, ich solle aufstehen. Ich beschwichtige es durch die Mitteilung, ich würde es in dieser Hinsicht am nächsten Morgen genauer nehmen und bleibe, der ich bin, im Bett, um mein Hirn den letzten gütigen Traumfetzen darzubieten.

Als bald nun beginnt der zweite Teil meiner Erweckung. Meine Dienerin und Silberserviettenringbewahrerin geht nach etwa zehn Minuten eigenmächtig und gewissermaßen offiziös vor. Sie vollzieht Geräusche dort im Nebenzimmer, wo sie den Tisch deckt. Recht gern läßt sie einen meiner drei Teelöffel fallen. Oder sie wagt es, sich zu räuspern. Ja, sie rückt sogar bisweilen einen Stuhl.

Ist es auch noch so gedämpft, man bemerkt die Absicht und ich knipse endlich mein Licht an.

Was nun? Mein Gott, jetzt soll ja das Denken anfangen. Das Hin- und Herwälzen einer unglaublichen Masse von Vorstellungen. Alles hüpf't wieder auf im Kopf, und es war doch schon gestern, vorgestern und hundertmal zu Ende bedacht. Was soll mir denn anderes einfallen? Das ist wirklich ein übler Spaß, daß man an jedem neuen Tage mit den alten verschlissenen Gedankenbildern überflutet wird. Also woran soll ich denken? Gut. Ich denke, daß es heute natürlich wieder Glatteis geben wird und also keine Peripathetik. Dann denkt man auf der Straße philosophisch, anstatt immerzu nur: Bitte vorsichtig nach links, Bein, bitte vorsichtig nach rechts, Bein, — so bricht man beide und wird von den Hausknechten ausgelacht.

Da es also auf der Straße nicht möglich sein wird, bin ich genötigt, zu Hause zu philosophieren. Habe aber die Freude, daß mir nicht das mindeste einfällt. So brauche ich nicht halbnackt durchs kühle Zimmer bis zum Schreibtisch zu gehen, um zu notieren.

Ich erhebe mich und wende mein Taylor-System an. Das heißt, während ich mein Hemd zum Ofen bringe, der es erwärmen soll, suche ich mit meinen Augen nach den Strümpfen, wo sie geblieben sind. Da die Arbeiten an meiner Bekleidung gut fortschreiten, so nähere ich mich meinem Waschtisch, wo das Wasser geheimnisvoll und mit bleiernem Spiegel in der Schüssel ruht. Ja, das Waschen hat nach dem Weltkrieg wirklich seinen besten Reiz verloren. Früher mischte man dem Wasser einen tüchtigen Guß Kölnisch zu und erreichte dadurch, daß es einem lebendig entgegenhauchte. Das geht nun nicht mehr, und bei den Reinigungen fröstelt man glücklos.

Als auch die obere Hose durch Stellung des Tragbandes angemessen verwaltet ist, trete ich mit schon längst empfundener Neugierde vor meinen Abreißkalender, entferne das gestrige Blatt, um den heutigen Spruch zu vernehmen. Befremdet lese ich: Trau, schau, wem!

Das ist mal eine schöne Art, die Leute zu begrüßen. Was mögen das für Unannehmlichkeiten sein, die sich da ankündigen? Ich fühle mich ernstlich bedroht und besitze doch nicht die Mittel, um die Stadt zu verlassen. Sollte ich nicht wenigstens zu Hause bleiben?

Aber in einer Anwendung von Tapferkeit gehe ich zu meinem Fenster und ziehe den Vorhang los, gewissermaßen um den Ereignissen die Stirn zu bieten. Und in der Tat, ich werde der Zeuge einer ganz außerordentlichen Begebenheit.

Ruhig liegen Hof und Garten im fahlen Morgenlicht. Da kommt als das erste Gespenst der Wirklichkeit, das ich an diesem Tage erblicke, beschwingten Ganges eine Lumpensammlerin durchs Tor. Sie ist passend dunkelgrau gekleidet und trägt einen Gürtel mit einer Schnalle. Rüstig schreitet sie auf den riesigen Kehrichtkasten zu und guckt hinein. Nun hebt sie ihren Dreizack und prüft mit ihm durch die breite Oeffnung. Mag es sein, daß das Glitzern und Blinkern einer Killodose ihr Interesse erregte. Jedenfalls stand sie mit einem plötzlichen Satz auf dem Kasten und war im nächsten Moment mit einem Sprung vollkommen in ihm verschwunden.

Auf das peinlichste betroffen, starre ich ins leere Loch. Bedarf es solcher Expertisen? frage ich mich und nehme Platz auf meinem Lehnstuhl, weil ich erschrocken bin. Dann ziehe ich den Vorhang wieder zu und bin fest entschlossen, mein Zimmer an diesem Datum nicht zu verlassen. Nach

solchen Eindrücken geht man überhaupt am besten gleich wieder zu Bett, und schon halte ich die Griffe bereit, um mir den Rock abzustreifen.

Immerhin, ich zögere. Vielleicht ist sie ohnmächtig geworden? Oder gestorben? Oder sie ist ramolli?

Aber nein, sie ist das alles nicht. Denn alsbald höre ich den Deckel zuklappen. Ich eile ans Fenster und sehe sie gehen.

In Bereitschaft sein ist alles, überlege ich mir nach dem Worte des Dichters. Ich will dem Schicksal nicht mehr ausweichen und gehe mit festem Tritt hinüber ins Speisezimmer.

Mit einem Ausdruck unnachahmlicher Botmäßigkeit stellt gerade meine greise Dienerin die warme Milch zum Kaffee.



Man beobachtet meine Wohnung.

Eine der mir vorgesetzten Behörden scheint zu einem bedeutenden Schlage auszuholen.

Ich befinde mich gegen Abend vor meinem Schreibtisch. Da wird mir ein Brief unserer elektrischen und Gaswerke übergeben, in welchem ich ungewöhnlicher- und mystischerweise mit einem großen „M.“ angeredet werde. Er enthält eine Reihe von schematisch gedruckter Zahlen und die Mitteilung, daß man „annehme“, der Umfang meiner Wohnung betrage 117 Quadratmeter. Sollte ich aber nachweisen können, daß diese Ziffer falsch sei und meine Wohnung größer oder kleiner, so werde ich um Zurechtstellung gebeten.

Ich bin beunruhigt.

Warum dieses Interesse für eine Einzelperson? Dann aber zweitens und hauptsächlich, und das ist besonders verhänglich: Auf welchem Wege sind diese beiden Institutionen zur „Annahme“ gekommen, daß meine Wohnung gerade 117 Quadratmeter groß sei?

Sollte bei mir in meiner Abwesenheit eine Kommission erschienen sein, die, ausgerüstet mit Meßschnüren, Logarithmentafeln, Apparaten der Regeldetri, Sternkarten und anderem Zubehör das betreffende Resultat errechnet hat? Ich kann es mir nicht denken. Denn meine treue uralte Dienerin, eine grundnoble Todfeindin aller Neuerungen, hätte eine Gesellschaft mit solchen Instrumenten niemals über meine Schwelle gelassen.

Aber sie können es doch nicht erraten haben!

Früher war ein Witz: Wenn das Schiff 60 Fuß lang ist, der Mast 25 Fuß hoch, wie alt ist dann der Kapitän?

Umgekehrt, haben die genannten Institutionen vielleicht aus den Kirchenbüchern mein Alter und das meiner Dienerin herausgebracht und sind so auf 117 Quadrate gekommen.

Nun also, sie wissen es.

Aber nein, sie wissen es ja eben nicht. Es bestehen ja Zweifel. Und mir ist die Kontrolle aufgebürdet.

Unruhig durchwandere ich meine Wohnung auf der Suche nach einem Metermaß, um die Sache zu überprüfen. Und ich finde in einem alten Schrank auch wirklich einen eisernen Stab mit Zahleninschriften. Es erweist sich jedoch, daß es kein Meter ist, sondern eine Elle. Bei mir ist eben alles etwas altfränkisch eingerichtet.

Da müßte also vor allen Dingen das Verhältnis von Meter zu Elle festgestellt werden. Ich begeben mich ins Musikzimmer, wo auch mein Konversationslexikon verwahrt wird.

Ueber Meter und Meterkonvention steht da sehr Kluges und in mathematischer Hinsicht Hervorragendes. Aber kein Wort über das Verhältnis zur Elle. Und überhaupt stimmt mich der Artikel pessimistisch. Ich werde belehrt, daß sämtliche metallenen Maße bis zu einem gewissen Grade unter Witterungseinflüssen zu leiden haben und gewissen Dehnungen und Schrumpfungen unterliegen. Daher werde auch das Urmetermaß in Sèvres in einem besonderen kellerhaften Raum aufbewahrt, in dem immerzu eine gleichmäßige Temperatur von 8 Grad C. herrsche. Was also nun? Man kann mir doch nicht zumuten, mit meiner alten Elle nach Frankreich zu reisen, damit man ihr dort im „Pavillon de Breteuil in Sèvres“, wie das Lexikon die Adresse angibt, die allein richtige Temperatur verleihe.

Ich gehe spät zu Bett und fühle mich mittelmäßig. Wie manches in der Welt ist nicht zu bedenken und jetzt noch dieser merkwürdige Vorfall. Erst gegen zwei Uhr nachts halten die Geister des Schlafes ihren Einzug.

Nachdem mich am anderen Morgen meine leise Dienerin unter Anwendung der üblichen behutsamen Klopfungen geweckt hat und ich von ihr der traumlosen Wirklichkeit zugeführt worden bin, erscheint mir die Sache in einem neuen, besseren Licht.

Und wenn schon? Kann man etwas Schändliches darin finden?

Ich erhebe mich und streife, noch nicht völlig angekleidet, neugierig durch meine Gemächer. Bei dem Charakter meiner Wohnung mit den gut viereckigen Zimmern könnte man eher an eine gerade Zahl denken. Doch halt, da ist das Mädchenzimmer. Es hat entschieden etwas Knifflisches, spitz Zulaufendes. Daher wohl die 17.

Ich beschließe mich zu unterwerfen und es glatt heraus zu gestehen, daß meine Wohnung 117 Quadratmeter groß ist.

Und ich will noch ein Uebrigtes tun. Ich will es ihnen bestätigen, aufs geratewohl, ohne zu prüfen.

Denn es ist lebensklug, den Behörden, Instituten, Anstalten und überhaupt allen Gruppenbildungen zu schmeicheln und ihnen nach dem Munde zu reden. Sind sie doch mächtig und rachsüchtig.

Nachdem ich meine erste Mahlzeit genossen habe, fahre ich auf das Telegraphenamts und gebe die folgende Depesche auf:

— An die Oberverwaltung des Gases und der Elektrizität.

Brief erhalten. Bravo. Es stimmt.



Man telephoniert im Fasching.

(Sein Schreibzimmer. Er geht unruhig auf und ab, sieht zuweilen nach seiner Taschenuhr, dann auf das Telephon. Das Telephon klingelt. Er eilt hin und spricht durch den Hörer.)

Endlich! Was ist denn los! Ich bin so in Angst gewesen. Was? Nach dem Künstlerfest? O du meine Güte! Gott sei Dank, kein Unfall mit einem Auto. Ich hatte schon was Schlimmes befürchtet. Erzählen? Ja, erzähle doch.

— — — — —

Liebling, ich sage es Dir ja immer, man soll nicht diese fertigen Sektbowlen trinken, man weiß nie, was die Leute zugießen. Schön, wir sprechen noch darüber. Beruhige Dich nur. Nein, ich bin nicht sehr böse, es wird sich alles finden. Die Hauptsache ist ja, daß Du wieder da bist, ich habe mich fürchterlich geängstigt, es ist schon beinahe elf Uhr, die Kinder sind längst aufgestanden und fragen nach Dir, Erna spielt ihre Mozartsonate, ich hatte wahrhaftig schon daran gedacht, an die Polizei zu telephonieren, das wäre schön geworden, Fritz läuft Schlittschuh.

— — Wie? Wie? Was ist los? Auf und davon? Du willst überhaupt nicht nach Hause kommen? Aber beruhige Dich doch endlich und rede vernünftig. Sieh mal, mit jeder Viertelstunde, wo Du nicht kommst, wird es unangenehmer. Nimm ein Taxi, wir erwarten Dich alle.

— — — Ja, mein Liebling, aber gerade du warst es doch, die so oft das Wort Nietzsches im Munde führte: „Der Gewissensbiß ist unanständig“, und bei der ersten Gelegenheit in deinem Leben, wo eine Sache nicht so ganz klappt, springst du aus deiner Linie. Also beruhige dich. Ach,

was, „schrecklich“. In unserer Zeit sind die Automobile das einzig Schreckliche. Du wirst mir also alles erzählen, komme nur endlich, Liebling. So? Ein Maler? Schön, ich werde ja alles hören. Es war so fürchterlich, diese Stunden von acht Uhr morgens an, ich wachte schon um acht Uhr auf —

— — — Grete? Ja was, die Grete! Es kann schon sein, daß sie sich etwas denken wird. Kinderfräulein lieben sehr zu denken. Denken ist für sie das Schönste, das hättest du dir überlegen sollen und etwas früher nach Hause kommen, wenn du solche Angst vor der Grete — — —

— — — Aber höre mal, ich kehre alles ins Komische? Ich soll roh sein? Es ist doch wirklich merkwürdig, daß unsere Unterhaltungen immer darauf hinauslaufen, daß du mir Vorwürfe machst, sogar in diesem Falle — — —

— — — Nein, also, das nicht, gar nichts Bestimmtes sagen. Man hat wohl das Recht zu einem Katerfrühstück am Morgen — — — Was haben wir? So? Wir haben einen Pudding — — — schön, ich werde es der Anna sagen, daß sie nicht zu viel Rosinen — — — sagen wir etwa fünfundsechzig, höchstens fünfundsiebzig. Also du kommst so schnell du kannst. Uebrigens, ich habe eine famose Idee der Grete wegen, ich werde ihr eine Zulage geben. Zulagen sind immer die beste Ablenkung. Auf Wiedersehen, Liebling, auf Wiedersehen!



Die Ohnmächtige.

Zwei Damen gingen dicht vor mir her. Langsam, so daß sich meine Schritte verkürzten. Ich hätte an ihnen vorbei sollen, es wäre besser gewesen. Aber mir fehlte die zu einem solchen Manöver notwendige seelische Kleinkraft.

Und plötzlich schwankte die eine, taumelte rückwärts und lag mir an der Brust. Beinahe wäre ich gefallen. Nun hielt ich sie umschlungen und war bemüht, sie nicht gleiten zu lassen.

Man half mir balancieren und in wenigen Sekunden waren wir der Mittelpunkt einer Gruppe, die sich, aufgeregte Ratschläge ausstoßend, durch die nächste Haustür wälzte. Aus einem Strumpfladen wurde ein Stuhl geholt und die Ohnmächtige gesetzt. Andere stützten sie nunmehr, erschöpft war ich zur Seite getreten.

Man fächelte ihr Luft zu und ein Herr ging, um Lavendelspiritus zu holen. Sie saß da bleich und mit geschlossenen Augen und war mittleren Alters.

Was sich versammelt hatte und durch die offene Tür ins geräumige Vorhaus nachströmte, war das typische Publikum der öffentlichen nicht besonders fürchterlichen Unglücksfälle. Altruismus und Neugierde, Hilfsbereitschaft und Indiskretion ließen sich hier auf das angenehmste verbinden. Alle wollten sehen, wissen, beobachten. Man war die vernichtende Langeweile der eigenen Person für mehrere Minuten losgeworden und genoß in vollen Zügen.

Neben mir stand eine bejahrte Dame von etwa fünfundsechzig Jahren, die ganz entzückt war. Sie war schäbig, aber sehr damenhaft gekleidet und hob sich blitzschnell immer wieder auf die Fußspitzen, um nur ja nichts zu versäumen. Und

plötzlich zupfte sie mich am Aermel und sagte mit verschmitzt piepender Stimme: „Die Würmer sind es. So etwas kommt von den Würmern.“

Die Bemerkung war nur für mich bestimmt gewesen. Jedoch der Jubel im greisenhaft hellen Organ hatte dem Klang der leisen Worte etwas Durchdringendes verliehen. So wurden sie denn auch von der sich um die Ohnmächtige bemühenden Freundin gehört. Sie drehte sich um, warf einen zornbebenden Blick auf die Vertreterin einer solchen Meinung und rief: „Schämen Sie sich. Es ist ein Brustleiden. Und Blutarmut. Eine Schande, so etwas zu sprechen.“

Die alte Dame steckte ihren Kopf rasch nach unten, schnurrte zusammen und verharrte so während einer Minute. Dann richtete sich ihre Gestalt langsam wieder auf. Ihre in einen uralten Glacéhandschuh eingespannten Finger tasteten wieder nach meinem Aermel und sie sagte mit einer vor freudiger Bewegung bebenden Stimme: „Ein unfehlbares Mittel ist Zitwersaat. Hilft radikal. Die Saat, die Saat ist zu empfehlen.“

Die Freundin stieß einen ärgerlichen Schrei aus und wollte zu einer schneidenden Replik ansetzen, doch kehrte der Herr zurück, der nach dem Lavendelspiritibus gegangen war.

Er hatte auch einen Zerstäuber mitgebracht. Man tränkte ein Taschentuch reichlich mit der Flüssigkeit und rieb Stirn und Lippen der noch immer Unbewußten. Ein junger Mann, der mitgeteilt hatte, daß er Medizin studiere, hielt die eine Hand der Ohnmächtigen und suchte nach dem Puls. Aber er schien ihn nicht zu finden. Ein anderer Herr wiederholte immer wieder, man müsse nach dem Wagen des Roten Kreuzes schicken. Er selbst rührte sich nicht vom Fleck. Es war eine Anregung. Je-

mand meinte mit Entschiedenheit, es würde wieder vorübergehen. Die Freundin war natürlich am aufgeregtesten und fragte immer wieder: „Lenuchen, Lenuchen, wie ist dir?“

Die ganze Szene kam mir immerhin sehr bemerkenswert vor. Und es fiel mir ein, daß sie recht schön in einem wahrheitsgetreuen Berichte zur Verwendung kommen könnte. Nur befand ich mich hinsichtlich eines gewissen Punktes in Ungewißheit. Es gab da einen orthographischen Skrupel. Und es passierte mir, daß ich ganz vertieft in dieses Bedenken plötzlich leise, aber doch vernehmlich fragte: „Wie schreibt man wohl Zitwersaat?“

Es fuhr ein Ruck des Entsetzens in die Versammelten und sie erstarrten zu einer bewegungslosen Gruppe. Die Freundin bekam vor Unwillen einen sprachlos kreisrunden Mund.

Und ein ungeheuerlicher Zufall wollte es, ja wohl, nur ein Zufall konnte es sein, daß gerade in diesem Moment die Ohnmächtige ihre Augen aufschlug.

Ich fühlte meine Haarspitzen unter ihrem Blick emporschnellen.

Es gelang mir, mit zwei gewaltigen Sprüngen die Tür zu erreichen und in eiligem Lauf zu entfliehen.

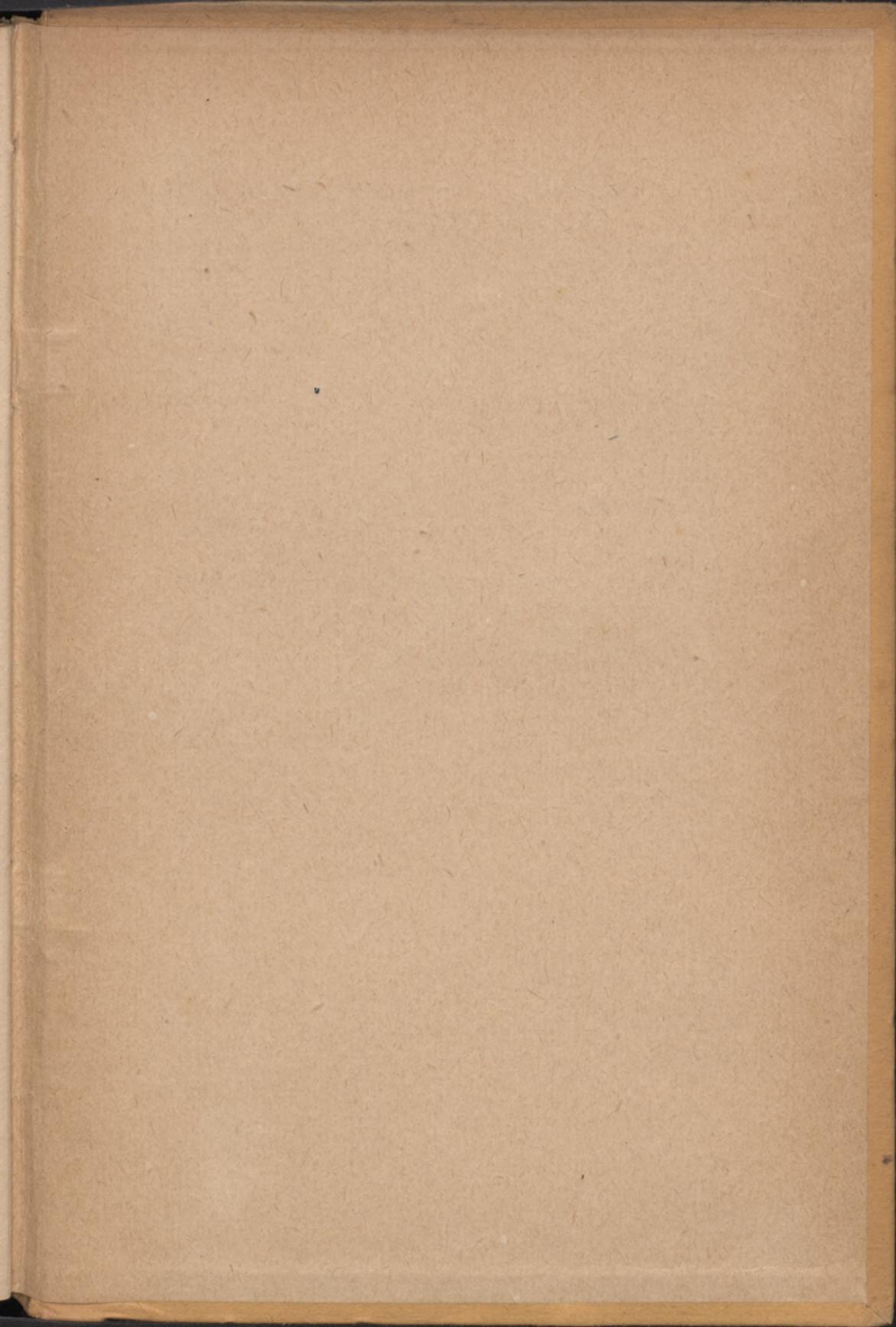
Ein mir befreundeter Apotheker klärte mich am nächsten Tage über die zu beobachtende Schreibweise auf. Sei ihm auch an dieser Stelle mein Dank nicht vorenthalten.

Biblioteka Główna UMK



300047856829





Biblioteka Główna UMK



300047856829

5.25